Nr. 1 — **Leipzig, den 5. Januar** — **1890**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1324)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Gedichte von de Genestet. Aus dem Holländischen. 1. Ein Neujahrslied — Zum Neujahr — Ethische Fragen: 1. Ethik und Religion — Ein Schlagwort im Streite der kirchlichen Parteien — Ein Wort über den heutigen Realismus — Eugen Deveria. Ein Lebensbild aus der protestantischen Kirche Frankreichs. 1. 2 — Zwei kirchliche Festtage in Philadelphia. 1 — Zum heiligen Wettkampf — Verschiedenes: Ausschließung der Theologen von der allgemeinen Wehrpflicht; Das moderne Christentum, sein Recht und sein Unrecht; Die besten Bücher aller Zeiten und Litteraturen — Zur Beachtung — Anzeigen

Gedichte von de Genestet

Aus dem Holländischen*)

1. Ein Neujahrslied

Laßt eure Lenden umgürtet sein! Luk. 12, 35

Die Lenden gürtet um, laßt eure Lampen brennen!
Des schleppenden Gewandes Falten greifet still.
Bereit zu jedem Dienst, zum Kampfe; Euch zu trennen
Steht fertig — wenn der Herr es will.

Die Lenden gürtet um: räumt fort, was euch will hindern,
Gehorsam Seinem Spruch, auf ungewissem Pfad
In Knechtesdiensten nicht, nein, gleich geliebten Kindern
Die Bahn zu laufen früh und spat.

Ein Wandern ohne Rast ist unser Los hienieden;
Wer rühmt sich fester Statt, wer eines Bleibens hier?
Des Geistes Ruf erschallt in unserm stillen Frieden:
Auf, mach dich fertig, folge mir!

Auf, aus dem Lehnstuhl hin zum Strohdach in der Ferne!
Der Armen Heiland ruft in rauhe Winternacht.
Auf, aus dem frohen Kreis ins Dunkel ohne Sterne;
Wo Thränen fließen, tröste sacht!

Fort von dem Ruheplatz, zur Walstatt, in das Leben!
Den steilen Berg hinauf, vom Ehrensitz hinab!
Den Rosengarten laß, am Oelberg sollst du beben!
Folg mit dem Kreuz dem Herrn zum Grab!

Geh, folg dem Ruf der Pflicht und willig laß dich leiten!
Hab acht auf Gottes Wink und schreite rüstig aus.
Grüß, die du lieb gehabt: ihr sollt für immer scheiden.
Bestell dein Herz, bestell dein Haus!

„Bereit sein“ heißt das Wort. So nehmt denn auf die Falten
Des hängenden Gewands, gewisse Schritte thut,
Umgürtet euch mit Kraft, Vertraun auf Gottes Walten,
Mit Christenliebe, Christenmut;

Und steckt die Lampen an — auch wo des Herren Segen
Auf deinem Hause ruht, die Morgensonne lacht —
Umgürtet euch zum Gang auf unbekannten Wegen!
Und nehmt die Lampen — es wird Nacht.

H v Sch

*) Ueber den Dichter folgen nähere Mitteilungen.

Zum Neujahr

Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen, denn Du bist mein Gott; dein guter Geist führe mich auf ebner Bahn. Psalm 143, 10

Weihnacht und Neujahr, zeitlich so nahe, innerlich wie verschieden von einander! Weihnachten führt mitten hinein in die religiöse Weihe, Neujahr ist doch, trotz Gottesdienst und ernster Stimmung, ein bürgerlicher Festtag; Weihnachten das Fest der Gaben, Neujahr das Fest der Wünsche; Weihnachten das Fest der hellsten, leuchtendsten Vergangenheit, so hell, daß sie uns zur Gegenwart wird, Neujahr das Fest der Zukunft; zu Weihnachten das triumphirende Gefühl sichersten Besitzes: Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, — zu Neujahr das unsichre Gefühl menschlicher Ohnmacht dem ewigen Wechsel gegenüber: Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für. Aber doch soll weihnachtlicher Glanz und weihnachtliche Weihe hereinreichen in die zitternde Neujahrsfreude. Wie wir gern am „Neujahrsheiligenabend“ noch einmal den Christbaum anzünden, so soll auch das Licht, das die Grenzscheide der Menschengeschichte bezeichnet, die Schwelle des alten Jahres zum neuen erleuchten, und den Neujahrswünschen soll Weihnachtsdankbarkeit Zuversicht und Wahrheit verleihen. Gott hat seines eignen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? (Röm. 8, 32.) Siehe, das ist Weihnachtsgewißheit und Neujahrszuversicht in engstem Bunde.

In der That, wir Gotteskinder, was sollten wir fürchten? Was uns treffen wird: eine gute Gabe aus vollkommner Hand wird es sein; was uns genommen, versagt wird: jedes Nein aus Gottes Munde ist ein Ja für den, ders nur recht versteht; was für Kämpfe, Opfer, Enttäuschungen uns auferlegt sein werden: hört ein Weg dadurch auf, der rechte zu sein, wenn er steile, mühsame Strecken hat? Segen, nur Segen sehn wir leuchten in dem dunklen Schoße der Zukunft. Was könnte der gütige, gnädige Gott anders geben als Gutes? Fröhliche Gewißheit des Christen im Blick auf die Zukunft!

Und doch! Welcher Ernst ruht in dieser Wahrheit! Mein Glück mir bereiten kann ich nicht, aber ich kann es zerstören! Uns unser Glück, unser Heil zu schaffen, das ist Gottes königliches Vorrecht der Liebe, das ist sein Ruhm, den er niemandem gönnt. Wie es denn schon einem liebereichen Menschenherzen Bedürfnis und Höhepunkt reinster Freude ist, besondern Liebesdienst sich selber vorzubehalten. Hat uns nicht Weihnachten diesen göttlichen Eifer auch der Menschen wieder gezeigt? Alles Gute ist Geschenk, Gabe, empfangene Segnung. Und alles Böse und Ueble? Es ist doch unser eigen Werk. Adam konnte sich nicht das Paradies schaffen, aber es sich zerstören, das konnte er. Und es ist eine Gottesordnung von Adam her: der Mensch

kann sein wahres Glück sich nicht selbst erbauen, aber er kann es zerstören. Lehrts nicht die Erfahrung? Ungezählte traten heut vor einem Jahre mit fröhlichstem Angesicht, mit dem sichersten Gefühl geborgenen Glückes über die Schwelle der Zeit — warum sie heute nur Thränen, Trauer, bange Sorgen haben? Richtet diese Frage an ihren Hochmut, ihre Eitelkeit, ihre Gewinnsucht, ihren Unglauben. Sie haben ihr Glück zerstört, indem sie das besessene selbst untergraben, das angebotene verkannt und verscherzt haben. Wie oft rufen wir es aus mit quälendstem Gefühl: Diesem Menschen ist nicht zu helfen, weil er sich nicht helfen lassen will. Wer in tragischer Verblendung sein Unglück schafft, indem er sein Glück will, wer, wie Jerusalems Volk, Gott in seinen segnenden Arm fällt und die Hand hindert, die die Schleusen des Lebensstromes öffnen will, wie wäre dem zu helfen?

Ungeheure Verantwortung, die auf dem Menschen, dem armen, kurzsichtigen Menschen ruht! Gewaltig ist der Einfluß, den der Sterbliche selbst auf sein Los hat. Der Gedanke daran kann ihn zittern machen! Wenn Gott doch auch dieses Recht sich vorbehalten hätte und in majestätischer Selbstherrlichkeit waltete über der Menschen Geschicke wie über Sklaven, wäre er nicht gütiger? Wäre ers wirklich? Wie kann seine Liebe und menschliche Freiheit sich anders in den Lauf der Dinge teilen, als daß er sich die Freiheit des Segnens, uns die Freiheit des Ablehnens vorbehält? Und wenn wir zittern unter unsrer Verantwortlichkeit — ist es denn nicht eben das Hauptstück seines Segens, daß er uns lehrt, seine Gedanken und seinen Willen zu verstehn, daß er uns seinen Geist giebt, der uns regiert, damit wir nicht wider, sondern mit Gott wollen? Gerade darum ist er ja unser Gott, daß er uns lehrt nach seinem Wohlgefallen zu thun, und daß er uns den heiligen Geist giebt, der uns auf ebner Bahn führt. Und haben wir denn nicht die tröstliche Verheißung, daß er diesen Geist allen giebt, die ihn ernstlich darum bitten? Darum laßt uns nicht sorgen, sondern beten und im Beten hoffen. Wohl werden wir auch im neuen Jahre manchen Mißgriff und Fehltritt thun, uns zu äußerem Schaden; gewaltsam wird sich uns die bittre Erfahrung aufdrängen, daß wir wider Gottes Willen unser eignes Unheil geschaffen haben; aber auch solche Verirrung wird uns nur dazu dienen, daß der heilige Geist uns auf die ebne Bahn zurückleite. Nur Segen, nichts als Segen sehe ich leuchten, so lange ich aufrichtig beten kann: Herr, lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen, denn Du bist mein Gott; dein guter Geist führe mich auf ebner Bahn.

P D

Ethische Fragen

Uebersicht: 1. Ethik und Religion; 2. Freiheit oder Determinismus? 3. Das Gewissen; 4. Kollision der Pflichten; 5. Die Notlüge; 6. Der christliche Staat

Am liebsten hält es eine große Anzahl der Gebildeten, wie sie sagen, nur noch mit der christlichen Moral. Das dogmatische Christentum betrachten sie mit Achselzucken oder verwerfen es gänzlich. Nur das sogenannte Praktische hat für sie einen Wert. Ob aber das für sich allein bestehen kann? Und ob jede Regel dafür von vornherein klar ist? Hierüber einige kurze Erwägungen anzustellen, dazu sollen die folgenden Betrachtungen dienen. Sie mögen sich an drei neuere Schriften über Ethik anlehnen: von Fr. H. R. Frank in Erlangen, von Friedrich Paulsen in Berlin und dem verstorbnen Friedrich Harms, ebenfalls in Berlin.*) Die erste hält den rein theologischen Standpunkt fest, die dritte den philosophischen, und die zweite steht ungefähr in der Mitte zwischen beiden An-

*) D. Fr. H. R. Frank, System der christlichen Sittlichkeit. 2 Bde. Erlangen, Deichert. — Friedrich Paulsen, System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. 2 Bde., Berlin, Hertz. — Dr. Friedrich Harms, Ethik, herausgegeben von H. F. Wiese. Leipzig, Grieben. Die Zitate aus den betreffenden Büchern mögen im Folgenden mit F. = Frank, P. = Paulsen und H. = Harms bezeichnet werden.

schauungsweisen. Gerade nach diesem ihrem gegenseitigen Verhältnis aber bieten sie mannigfache Anregung, etliche der wichtigsten ethischen Fragen darzulegen und ihre Beantwortung zu versuchen. Die jetzt wieder am häufigsten erörterte ist die über

1. Ethik und Religion

Ethik ist die Wissenschaft von dem Guten und Bösen oder, wie man auch ganz allgemein sich ausdrücken könnte, die Lehre von dem, was gut und böse ist. Gut und böse sind aber nicht die Dinge, die in der sichtbaren Welt existiren, genau betrachtet auch nicht die äußerlich wahrnehmbaren Thaten der Menschen als Ereignisse und Wirkungen im mechanischen Naturzusammenhange, sondern allein die Menschen selbst, bestimmter gesagt, deren Wille. Diesem kommt das Prädikat „gut" zu, sofern er sich selbst das Gesetz giebt, also nicht durch sinnliche Triebe oder natürliche Neigungen bestimmt wird. Sittlichkeit ist somit Selbstbestimmung. Das ist das Formale. Das Materiale, den Inhalt der Willensgesetze bilden die sittlichen Ideen, wie die Idee des Rechts oder der Liebe,*) welche die Vernunft, abgesehn von aller äußern Erfahrung, aus sich selbst schöpft. Sollten sie aus der Sinnenwelt geschöpft, überhaupt auf dem Wege der Erfahrung gefunden werden, dann könnten sie den Willen nicht von der Sinnenwelt losmachen und über sie erheben, und dann wäre die Bestimmung nach ihnen keine Selbstbestimmung des Menschen.

Selbstverständlich aber ist Sittlichkeit nun nicht ohne Beziehung des Menschen zur Gemeinschaft mit andern zu denken. Ein Mensch ganz für sich allein kann nicht sittlich sein. Die höchste, die andern alle zusammenfassende sittliche Idee ist demnach eine Gemeinschaft von Menschen, die dem von der Vernunft gebildeten sittlichen Ideale vollkommen entspricht. Sie ist „das höchste Gut," das Reich der höchsten vernünftigen Zwecke, „das Reich Gottes," wie der religiöse Ausdruck dafür lautet. Moralisch gut, kann man also sagen, ist derjenige Mensch, dessen Wille auf die Verwirklichung des höchsten Gutes gerichtet ist.

Hieraus geht hervor: daß es entschieden falsch ist, die moralischen Gesetze dem thatsächlichen, erfahrungsmäßigen Leben entnehmen zu wollen. Das kann schon deswegen nicht geschehn, weil in der Wirklichkeit vollkommne Pflichterfüllung nicht gefunden wird, sondern hier nur Ideal bleibt. Daher ist es irrig, wenn Paulsen behauptet:

> Die Moralgesetze sind Naturgesetze und werden erkannt wie Naturgesetze. (P. 9. 329.)

Er leugnet deren Apriorität und meint, es könne eigentlich keine allgemein giltige Moral geben. Man könnte die Ethik als die allgemeine Diätetik bezeichnen und wie diese für den Engländer und Neger eine verschiedne sei, so gelte für sie auch eine verschiedne Moral. (P. 3. 11. 12.) Damit hört selbstverständlich die letztere auf, zu sein, was sie sein soll, und wird zu einem bloßen Niederschlage der schwankenden Sitte. Ihre Autorität ist nur eine äußerliche und damit der Hinfälligkeit ausgesetzt. Im Zusammenhange damit muß auch die Erklärung von „gut" oberflächlich und unbestimmt ausfallen, wie der Satz beweist:

> Ein guter Mensch ist also ein Mensch, der alle diejenigen Eigenschaften in sich vereinigt, worauf die Lösung aller Lebensaufgaben eines Menschen, soweit sie von seinem Willen abhängt, beruht. (P. 173.)

Das höchste Gut aber kann bei solcher Auffassung nur in der „allgemeinen Wohlfahrt" (Paulsen 192. 193. 210. 213. 215. 216. 217) bestehn, oder wie Paulsen mit allgemeinster Formel sich ausdrückt:

> — in der normalen oder gesunden Ausübung aller Lebensfunktionen, worauf die Natur eines Wesens angelegt ist.

Wenn dieser Begriff auch auf die Menschheit ausgedehnt wird, ja auf das Gesamtleben des Universums (P. 217), so

*) Die Zahl dieser Ideen und die Methode ihrer Ableitung wird von den einzelnen Ethikern verschieden angegeben. Näheres Eingehn hierauf würde zu weit führen. Es genügt hier darauf hinzuweisen, daß die sittlichen Ideen mit Notwendigkeit der menschlichen Vernunft entspringen und als eigenstes Produkt der Vernunft den Inhalt des Sittengesetzes ausmachen.

bleibt er doch vielfacher Deutung fähig und kann nicht zur klaren Norm dienen. Was soll es heißen, wenn Paulsen (194) sagt:

Die Entscheidung über die Frage: Was soll ich thun? geschieht regelmäßig und wird immer geschehen unmittelbar durch Sitte und Gewissen —

wobei noch zu bemerken ist, daß er Gewissen erklärt als „Bewußtsein von der Sitte" (282). Dann würde die Regel gelten: Andre Sitten, andres Gewissen, andre Willensbestimmung, je nachdem jemand unter Engländern oder unter Negern sich aufhält. Entschieden tiefer und richtiger ist der Satz von Harms:

Das sittliche Leben ist die Mitte zwischen Freiheit und dem Endzweck. Es ist nur soweit ein sittliches und kein physisches, sofern beides darin zur Darstellung kommt, auf der einen Seite die Freiheit, auf der andern der Endzweck, der im Leben wirklich wird. (H. 141.)

Die Freiheit ist hier die über das Physische sich erhebende Selbstbestimmung. Der letzte, höchste Endzweck des Lebens aber, das höchste Gut, ist:

— die Einigung der Natur mit dem freien Willen in positiver Weise, wodurch zugleich das subjektive Moment der Seligkeit wie das objektive Moment der freien Verwirklichung von Endzwecken notwendige Bestandteile des höchsten Gutes sind. (H. 173.)

Die Natur gilt hier als der Stoff, der durch die ordnende Kraft des Willens bearbeitet wird (H. 164). Allerdings ist es dann wieder eine empirische Bestimmung des höchsten Gutes, wenn gesagt wird, das höchste Gut sei nicht anders zu begreifen und darzustellen, „als in der Vielheit und dem System der einzelnen Güter des Lebens," (H. 170), und der Ausdruck:

Die äußre Natur soll der Vernunft angeeignet und mit ihr in Uebereinstimmung gesetzt werden (H. 197) —

bleibt ein vager, in sich leerer, wenn die Zwecke der Vernunft, um die es sich eben handelt, zu denen die Natur angeeignet werden soll, nicht scharf und bestimmt auseinandergesetzt werden. Diese Auseinandersetzung ist bei Harms zu vermissen, obschon er sagt:

Wir gründen die Ethik auf der Annahme von innern und absoluten Zwecken an sich selber oder von Endzwecken (H. 32) —

und als letzten Endzweck bezeichnet, „daß alles wirklich werde durch freie That, was in unsrer Natur liegt" (H. 165). Was liegt in unsrer Natur? Harms selbst sagt:

Von dem höchsten Gute haben wir keinen anschaulichen Begriff, weil das höchste Gut unsre zukünftige Vollendung ist, wovon wir noch keine Erfahrung haben. (H. 173.)

Wie soll dann ein sittliches Handeln, eine Bestimmung des Willens nach dem höchsten Endzwecke möglich sein?

Frank erkennt als zum sittlichen Handeln erforderlich die Selbstbestimmung an, die den physischen Zwang ausschließt, und die Zwecksetzung (F. 10). Nur setzt er eine doppelte Sittlichkeit, die christliche und die natürliche. Das ist unmöglich annehmbar, die Sittlichkeit kann immer nur Eine sein. Entweder ist etwas sittlich oder unsittlich. Man kann nicht irgend eine Handlung natürlich-sittlich und christlich-unsittlich nennen, wenn man nicht Sitte und Sittlichkeit miteinander verwechselt. Das moralische Prinzip bleibt stets dasselbe. Es darf nicht behauptet werden, die christliche Sittlichkeit bestehe gegenüber der natürlichen in einer andern Art der freien Selbstbestimmung und in der Setzung eines andern höchsten Gutes (F. 27 ff. 347 ff.). Die Sittlichkeit verlangt einen neuen Menschen, nenne man nun sein Werden Umkehr der Triebfedern, d. h. Unterordnung der sinnlichen Triebe und Neigungen, oder nach christlichem Ausdruck Wiedergeburt. Die Sache ist dieselbe, so lange man ohne Einmischung des Dogmatischen sich auf den rein ethischen Standpunkt stellt. Statt des sinnlichen Menschen ist ein sittlicher Mensch geworden. Im Gefühl von der Gefährlichkeit solcher Trennung zwischen christlicher und natürlicher Sittlichkeit macht Frank darauf aufmerksam, daß

— zwischen der allgemein menschlichen und der spezifisch christlichen Erfahrung hinsichtlich des Sittlichen in formeller Hinsicht ein Zwiespalt nicht bestehe, da sonst ein Uebergang von dem natürlich-sittlichen Stand zu dem christlichen unmöglich wäre (F. 25).

Aber auch sachlich kann kein Zwiespalt sein. Die natürliche Ethik als reine, vollendete setzt kein andres höchstes Gut als die christliche, weil eben beide eine und dieselbe Ethik sind und sein müssen. Es kann nur ein einziges höchstes Gut geben, das liegt schon in der Bezeichnung „höchstes." Es besteht in der vollkommnen sittlichen Gemeinschaft. Wenn jemand andre Güter sucht, die außerhalb dieser Gemeinschaft oder, vom Standpunkte der Religion ausgedrückt, außerhalb des lebendigen Gottes gelegen sind (F. 30 ff.), so ist er eben noch kein sittlicher Mensch. Die Bezeichnung des höchsten Gutes als Reich Gottes oder als Gemeinschaft mit Gott ist nur ein andrer Name für vollkommne ethische Gemeinschaft, aber nicht ein andrer Inhalt des Begriffs. Das wäre katholisirend, eine niedere und eine höhere Sittlichkeit anzunehmen.

Solcher Irrtum kann nur dadurch entstehn, daß Religion und Moral in ein falsches Verhältnis zu einander gesetzt werden. Die Moral an sich, d. i. die reine Moral oder, wie man sie auch nennen könnte, die rationale Ethik, hat gar keine Beziehung zur Religion. Es darf nicht irgend ein Gottesbegriff in ihre Gesetzgebung eingemischt werden, weil sie Selbstgesetzgebung der Vernunft ist. Würde jemand das Gute thun, weil es Gott gebietet und weil er entweder bei Ungehorsam die göttliche Strafe oder für seinen Gehorsam Lohn von Gott erwartet, so würde sein Wille nicht mehr durch das Gesetz bestimmt, sondern durch eine andre Autorität und durch den (natürlichen, sinnlichen) Zweck des Wohlbefindens, also nicht durch seine Vernunft und die Achtung vor dem Gesetz. Dann aber hörte sein Thun auf, moralisch zu sein, rein von jeder außermoralischen Triebfeder. Die Moral fragt nur nach dem, was gut oder böse ist, und stellt die Verwirklichung der vollkommnen sittlichen Gemeinschaft des höchsten Gutes als Problem.

Von da an aber, wo die Lösung dieses Problems beginnen, wo die Moral praktisch gemacht werden soll, bedarf sie der Religion. Niemand kann nach den Gesetzen der Moral handeln und danach trachten, das höchste Gut zu befördern, ohne an die Möglichkeit des höchsten Gutes zu glauben, daran, daß eine moralische Welt werde herbeigeführt werden. Das kann aber nur durch Gott als das höchste moralische Wesen geschehn, der die Welt zu diesem Endzweck geschaffen hat, auf die Zusammenstimmung der Naturgesetze mit dem Sittengesetze hin, und der die Vollendung des sittlichen Reiches durch seine Macht und Wahrheit allein herbeizuführen vermag. Von dieser letztern Wirksamkeit Gottes wird bei Erwägung einer andern ethischen Frage weiter die Rede sein. Jetzt gilt es nur festzustellen, daß dem Menschen zum moralischen Handeln der Glaube an Gott, der ihm hilft, unbedingt notwendig ist (F. I, 31. 150 ff. 176 ff. 275. 286 ff.; P. 330 ff.; H. 170. 215. 216). Er könnte den Kampf mit der Sünde sonst nicht bestehn, nicht einmal beginnen. Keine Moralität ohne Religion. Da kommt nun der christliche Glaube voll zur Geltung.

Aber auch keine wahre Religion ohne Moral und Moralität. Ohne diese ist jede Religion leerer Zeremoniendienst, Schwärmerei oder Heuchelei. Nur der moralische Glaube ist echte Religion. Das ist eine spezifisch christliche Erkenntnis. Deswegen ist das Christentum die vollkommne Religion, weil es moralisch lebendigen Glauben fordert, weil es die vollendete ethische Religion ist. Die Religion ist niemals bloß Lehre, Theorie, wie die Theologie oder Dogmatik, sondern Leben, Praxis. Daher bedarf sie notwendig der Moral auch zur Feststellung ihres richtigen Begriffs, während die Moral als solche mit dem Religiösen unvermischt zu bleiben hat und erst als Moralität des Glaubens bedarf.

Dem wird bisweilen entgegengehalten: So ist die Religion abhängig von der Moral und demnach minder wertvoll als diese? Doch das ist eine ganz falsche Fragestellung. Vielmehr die Religion (näher die christliche) ist die Vollendung der Moral, indem sie das von dieser gestellte Problem des zu verwirklichenden Gottesreiches auflöst. Die vollkommne Ethik steht so mit der vollkommnen Religion in der engsten Verbindung und ist in diesem Sinne allerdings nichts andres als christliche Ethik.

K

Ein Schlagwort im Streite der kirchlichen Parteien.

Manches Scheltwort, das einst im Streite der Theologen und kirchlichen Parteien herüber und hinüber flog, ist verhallt; ein Ton, der wenigstens Beleidigungen der moralischen Persönlichkeit des Gegners vermeidet, hat sich mehr und mehr Bahn gebrochen; und sehn wir von den Ultramontanen ab, so schimpfen nur die Sektenprediger noch etwa aus ihrem Winkel mit den alten kräftigen Ketzernamen. Ganz aber ist der Anstand und die gute Sitte, nein sagen wir lieber: die Achtung vor der Gewissensüberzeugung des Andersdenkenden noch nicht des Uebereifers Herr geworden. Und Ein Schelttitel erfreut sich in weiten kirchlichen Kreisen einer merkwürdigen Duldung, ja Beliebtheit, daß es der Mühe wert ist, ihn auf seinen Inhalt zu untersuchen.

Den kirchlichen Gegner einen Dieb oder Mörder zu nennen bedenkt man sich, auch einen Meineidigen schilt man ihn selten, aber sehr freigebig sind viele mit dem Schimpfnamen eines **Falschmünzers**. Ja Falschmünzerei ist eins der Schlagworte in unserm kirchlichen Parteikriege, und wer diesen zum Gegenstand psychologischer Studien machen wollte, würde gut thun, ihm sein erstes Kapitel zu widmen. Nun kann ich nicht denken, daß jene, die es im Munde führen, Falschmünzerei für ein geringes Vergehen halten. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch nimmt es ziemlich ernst damit:

Paragraph 146. Wer inländisches oder ausländisches Metallgeld oder Papiergeld gebraucht, um das nachgemachte Geld als echtes zu gebrauchen oder sonst in Verkehr zu bringen, oder wer in gleicher Absicht echtem Gelde durch Veränderung an demselben den Schein eines höhern Wertes oder verrufnem Gelde durch Veränderung an demselben das Ansehn eines noch geltenden giebt, wird mit **Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft**. (Vgl. Paragraph 147.)

Was aber bezeichnet man im kirchlichen, theologischen Streit als Falschmünzerei? Die Anwendung eines alten, hergebrachten dogmatischen Ausdrucks unter größerer oder geringerer Veränderung seines Verständnisses. Oder: jede Begriffsverschiebung, die nicht zugleich in einem veränderten Wortgepräge sich eine neue, jedermann als neu erkenntliche Form schafft. Um ein Beispiel zu brauchen, an das sich die ernsteste Auseinandersetzung über solche Falschmünzerei anzuknüpfen pflegt: von **Gottheit Christi** redete das im vierten Jahrhundert festgestellte Bekenntnis der Kirche in dem Sinne, daß Christus nicht ein Geschöpf des Vaters sei, sondern in wahrhaft menschlicher Natur die Erscheinung dessen, der vor aller Zeit ewig bei dem Vater war, Eines Wesens mit ihm, gleich unvergänglich, gleich unwandelbar, gleich allmächtig. Da diese alte Vorstellung die wahre menschliche Natur Christi zwar behauptet, ein wirklich menschliches Leben Christi jedoch unbegreiflich läßt, haben neuere Theologen, die trotzdem als orthodox gelten (Thomasius u. a.), die Lehre von der Entäußerung (Kenosis) ausgebildet: Danach ließ der präexistente Christus — grob geredet — seine Gottheit im Himmel, unterwarf sich einer echt menschlichen Entwicklung und wuchs so allmählich gleichsam wieder hinein in sein ewiges Sohnesbewußtsein. Diese Umdeutung, die zwar weder bei den Kirchenmännern des vierten Jahrhunderts noch bei Luther Gnade gefunden haben würde, ist nun nie als Falschmünzerei bezeichnet worden; wohl aber und um so häufiger die Lehre einer jüngst vielverbreiteten Theologenschule*): es komme vor allem darauf an, daß in dem geschichtlichen Christus, in dem Menschen Jesus, der vor achtzehnhundert und etlichen Jahren auf Erden wandelte, Gottes Wesen, soweit es uns Menschen faßbar ist, erkannt und geglaubt werde. Das versteht diese Schule unter **Gottheit Christi** und fordert zugleich Zurückstellung alles dessen, was zur Erklärung des einzigartigen Verhältnisses des geschichtlichen Christus zum Vater über seine ewige Natur in den alten dogmatischen Formeln ausgesagt wurde.

*) Wenn ich das Beispiel gerade aus dem nachgerade wohl jedem kirchlich interessirten Gebildeten bekannten Streite um die Ritschlsche Theologie nehme, so will ich darum nicht sagen, daß nur ihre Anhänger als Falschmünzer gebrandmarkt werden. Das geschieht auch andern Theologen, die mit dem alten heiligen Worte eine eigne, von der orthodoxen abweichende Meinung verbinden. Warum nicht auch den „Kenotikern“, die ich oben mit erwähnte, mag heute beiseite bleiben.

Es handelt sich hier für uns gar nicht darum, in eine sachliche Erörterung dieser offenbar großen Begriffsveränderung einzutreten. Dieses klassische Beispiel sollte nur klar machen, was man eigentlich meint, wenn man heutzutage in den kirchlich-theologischen Kämpfen von Falschmünzerei redet. Die angeführte Begriffsverschiebung kann richtig oder falsch, erlaubt oder unerlaubt sein, so ist in keinem Falle damit die Frage entschieden, ob man das Recht hat, jede Beibehaltung der alten Formel bei neuem Verständnis überhaupt Falschmünzerei zu nennen. Dies Recht bedarf vielmehr an sich der Untersuchung.

Und da muß zunächst festgestellt werden, daß angesichts des wirklichen Verbrechens, das man unter Falschmünzerei versteht, die Anwendung auf das Gebiet theologischer Arbeit und kirchlicher Verkündigung zumeist eine leichtfertig ungenaue ist. Nur in seltnen Fällen wollen die Kirchenmänner, die den Vorwurf gegen andre erheben, diesen schuld geben, daß sie **absichtlich** dem Worte, der Formel einen andern Sinn unterschieben, um damit einen widerrechtlichen Vorteil zu erlangen. Wenigstens von Person zu Person darauf angefaßt, werden sie in der Regel Anstand nehmen, auf bewußte Fälschung zu erkennen und das Gewissen des Angeschuldigten mit der vollen Verantwortung dafür zu belasten. Das Gegenteil wäre ja unverantwortlich. Denn einmal machen die Angeschuldigten ja ganz und gar kein Hehl aus der von ihnen vorgezognen Auslegung des Begriffs; sodann beanspruchen sie sogar für eben diese ihre Auslegung die allgemeine Anerkennung, daß sie die allein richtige sei, — was beides mit dem Gebahren eines Falschmünzers im schroffsten Widerspruche steht. Drittens aber ist die offenbare Triebfeder ihrer Haltung gegenüber den überlieferten Worten und Formeln sichtlich eine große Pietät, die ja möglicherweise zu weit geht, aber auch wieder mit Falschmünzerei garnichts zu thun hat. Kurzum, es ist Thatsache: nichts weiter als **die einfache Begriffsveränderung selbst**, ganz abgesehn von einer damit verbundnen bösen Absicht, wird, wie oben angegeben, als Falschmünzerei verdächtigt.

So wird der Vorwurf nicht in seiner vollen Schärfe auf das geistige Gebiet übertragen, so daß man eben diesen Gebrauch der schweren Anschuldigung etwa mit gleichem Rechte als Falschmünzerei bezeichnen könnte. Aber aus viel ernstern Gründen ist zu fordern, daß die böse Rede aus dem Wortschatze der kirchlichen Streiter verschwinde. Im Interesse ebenso der Begriffsneuerer wie der Verteidiger des Alten.

Im Interesse derer, die ein neues Begreifen der alten Lehre aufbringen; denn ihnen wird durch die Erfahrung solch herben sittlichen Vorwurfes erschwert, das Berechtigte des konservativen Standpunktes zu würdigen und vom Gegner zu lernen. Solches Schelten reizt zum Zorn, erbittert, verbittert, aber belehrt und bessert nicht. Folglich aber liegt es doch wohl noch viel mehr im Interesse derer, die ich kurz die Konservativen nennen will, sich des Schimpfwortes zu enthalten. Wer es sich nicht nehmen läßt, zeigt, daß es ihm um Belehrung und Zurechtführung des Irrenden nicht zu thun ist, und kompromittirt damit die von ihm vertretne Sache aufs schwerste. Aber auch insofern wird die reinliche Austragung des Streites so behindert, als die Erhebung der schweren Anklage auf Falschmünzerei ihn immer auf das juridische Gebiet hinüberspielt; die sie erheben, fühlen sich als eine Art Staatsanwalt, der die Verbrecher vor das öffentliche Gericht der Gemeinde zu fordern die Pflicht hat, nicht um sie zu belehren oder zu bekehren, sondern um sie zu entlarven und abzustrafen. Es ist nun dem Kenner der Kirchengeschichte geläufig, daß dogmatische, kirchliche Streitfragen, sagen wir überhaupt Gewissensfragen, nie auf dem Wege richterlicher Entscheidungen (seis auch einer geistlichen Behörde) zum Austrage kommen, sondern vielmehr oft genug in der vollen Auflehnung gegen die vorhandne Rechtslage ihre Antwort finden. Und eine kirchliche Partei, die in Wirklichkeit oder in der Art ihres ganzen Vorgehens den Gegenpart durch den Staatsanwalt überwinden will, zeigt damit nur Mangel an Vertrauen auf ihr inneres, ideales Recht, ihre geistig-geistliche, religiöse Kraft und hat die Schlacht schon halb verloren. Denn fühlte sie die Kraft in sich, den Sieg mit geistigen

Waffen zu erringen, so würde sie nicht auf ihr formales Recht pochen.

Auf dem Gebiete der christlichen Erkenntnis und des christlichen Gewissens sind es nicht die Juristen, die da freisprechen oder verurteilen. Man kann vielmehr behaupten, daß alle großen religiösen Reformen, von den Zeiten des alten Bundes bis auf Luther, mit einem Rechtsbruche verknüpft gewesen sind. Es ist typisch dafür, daß Luther am 10. Dezember 1520 die Bücher des kanonischen Rechts verbrannt hat. Aber auch wo ein Bruch erfolgte, wurde er gemildert durch Umdeutungen. Und Umdeutungen sind überhaupt die ganz gewöhnliche Form, in der sich Fortschritte auf dem Gebiete der religiösen Erkenntnis durchzusetzen pflegen. Und wäre jede Begriffsveränderung unter Beibehaltung der überlieferten Ausdrücke und Formeln in Sachen christlicher Erkenntnis Falschmünzerei, so war Luther der allergrößte Falschmünzer. Kaum eine hergebrachte Wendung aus dem kirchlichen Unterricht ist unter seiner alles umschaffenden Geistesarbeit in ihrem Verständnis unbehelligt geblieben. Ich erinnere daran, wie er den „Ablaß,“ die „Messe,“ die „Buße,“ vor allem den „Glauben“ deutete, wie er weiter von „Priestern“ und „Bischöfen,“ von „Kirche“ und „Wort Gottes,“ von „Gott“ und „Heiligen“ sprach. Man wird sagen: er brachte das alte, verschollene Verständnis dieser Namen und Begriffe wieder auf. Zugegeben, wiewohl er in manchen Stücken als ein echter Prophet schlechtweg schöpferisch aufgetreten ist; aber worum es sich hier handelt, das ist dies: an dem herrschenden Begriffsmaterial war er Falschmünzer, denn so wie die Ueberlieferung, die Mehrheit, die Kirche, die damaligen Autoritäten verstand er alle jene Worte nicht. Ein gleicher Neuerer im Begreifen alter Worte und Formeln war Augustinus; ich erinnere nur an das Verständnis der Worte „Sünde“ und „Gnade,“ mit dem er die überkommene Kirchenlehre überwunden hat. Und das ganze Neue Testament ist gegenüber dem zu Jesu Zeiten in Israel herrschenden Lehrsystem — wenn man so wollte — Falschmünzerei; denn die Apostel und unser Herr Jesus Christus haben die in den Schriften des alten Bundes ihnen gegebnen Worte und Begriffe in einem Sinne gebraucht, der den Auslegungen und Erklärungen der Schriftgelehrten, der herrschenden jüdischen Kirche fremd, ja zum Teil geradezu entgegengesetzt war; als Beispiel genüge die Bergpredigt mit ihrer neuen Botschaft vom „Himmelreiche“ und seiner „Gerechtigkeit“ und aus Paulus die Lehre von der „Rechtfertigung“,*) diese an dem Gerechtigkeitsbegriffe sowohl des Alten Testaments als auch der Bergpredigt Jesu gemessen.

Hier wird nun jeder sagen: das waren aber Berichtigungen und Vertiefungen des Verständnisses, nicht aber Verdrehungen und Verkehrungen ins Flache und Irrige. Ich antworte: solche Verdrehungen und Verkehrungen werde ich ebensowenig wie irgend jemand billigen und verteidigen, sie müssen mit allem Fleiß und Eifer bekämpft werden; aber die Begriffsveränderung als solche soll man nicht Falschmünzerei nennen noch sonstwie verpönen. Denn wie sind denn zu allen Zeiten solche Veränderungen zu stande gekommen? Auf dreifachem Wege:

Erstens unter dem Einfluß der profanen Wissenschaft. Als sich nach großem Widerspruch der Theologen die Lehre des Kopernikus in der abendländischen Christenheit durchsetzte, erfuhr die alte Lehre, daß die Bibel Gottes Wort sei, in ihrem Verständnis eine Wandlung, die heute der konservativste Theologe ruhig hinnimmt. Diese Art Wandlung der religiösen Begriffe pflegt sich unter der Hand, ohne das Eingreifen reformatorischer Persönlichkeiten zu vollziehn. Langsam aber sicher setzt sich die göttliche Wahrheit mit der fortschreitenden weltlichen Erkenntnis ins Einvernehmen. Langsam soll sich auch der Prozeß abwickeln, damit nichts von der göttlichen Wahrheit selbst etwa darunter verloren gehe, sondern nur ihr menschliches Kleid wechsle.

*) Ich nehme an, daß kein theologisch oder geschichtlich Gebildeter dem widerspricht. Andernfalls wird es leicht sein, den Beweis für das Behauptete anzutreten. Ein hübsches Beispiel im Munde Jesu findet sich Matth. 11, 14; vgl. 17, 10—12. Ein klassisches Beispiel großartiger Umdeutung der hergebrachten Kirchenlehre aus der Reformationszeit ist die Augsburgische Konfession.

Und nicht machen soll man diese Uebereinstimmung, nicht allzu vorschnell auf die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft hin Ansprüche erheben; am wenigsten sollen das die, welche zu der Unterscheidung von religiöser und profaner Erkenntnis überhaupt das Zeug nicht haben. Viel wichtiger aber ist uns der zweite und dritte Weg, auf dem christliche Worte und Sätze Begriffswandlungen und Umdeutungen erleiden.

Zweitens nämlich geschieht dies unter dem Einfluß biblischer und kirchengeschichtlicher Studien. Hier wäre über die große Bedeutung der theologischen Wissenschaft für die kirchliche Verkündigung und den Glauben der Gemeinde viel zu sagen. Genug, daß die Arbeit unsrer Exegeten für Berichtigung und Vertiefung christlicher Begriffe (ich erinnere an den des Sohnes Gottes) viel gethan hat, was auch die konservativen Theologen nicht nur geduldet, sondern wobei sie sogar geholfen haben. Und eine gleiche Wirkung ist wohl von der dogmengeschichtlichen Forschung je mehr und mehr zu erhoffen.

Drittens endlich vollziehen sich die gewaltigsten Begriffsverschiebungen in der Kirchenlehre unter dem Einfluß tieferer Erfassung der göttlichen Wahrheit, des göttlichen Wortes durch religiöse Persönlichkeiten. Hierhin gehören ein Paulus, Augustin, Luther; hierzu darf auch jeder schlichte evangelische Christ, ob Theolog oder Laie, ob mit oder ohne Amt, wenn er den Geist hat, mitwirken und arbeiten. Wenn er den Geist hat, sage ich, den Geist der Wahrheit, der Kraft, der innern Erfahrung und Reife: in diesem Falle werden alle die beati possidentes der Ueberlieferung mit ihren rechtlich-formalen Protesten gegen den Einzelnen und sein Gewissenszeugnis doch rechtlos sein.

Indem wir es nach alledem als unklug und unevangelisch bezeichnen müssen, kirchlich-theologische Streitfragen mit dem Scheltworte der Falschmünzerei totschlagen zu wollen, treten wir nicht der Austragung des Streites in den Weg, sondern im Gegenteil, wir helfen ihn in die Bahn leiten, der allein zum Ziele führt. Indem wir zu dem ernsten Beispiel von der Gottheit Christi zurückkehren, so ist unsre Meinung, daß das Recht, diesen Begriff in einem andern als dem hergebrachten Sinne auf Kanzel und Katheder zu brauchen, noch ganz anders erwiesen werden muß als bisher, ehe der Streit darüber ruhen darf. Es ist von denen, die im überlieferten Sinne ihren Frieden gefunden haben, zu viel verlangt, wenn sie ohne Kampf die alte Formel denen preisgeben sollen, die einen neuen Sinn damit verbinden: dieser Kampf ist nicht Verstocktheit von ihrer Seite, sondern einfach ihr Recht, ihre Pflicht, ihre heilige Aufgabe. Und den Neuerern selbst sollte es nur willkommen sein, je mehr ihnen Gelegenheit geboten wird, wissenschaftlich und praktisch ihren Ansprnch auf den alten Ausdruck zu bewähren, im Notfall auch dadurch, daß sie die moralische Stärke zeigen, böse Verdächtigungen ihrer Wahrhaftigkeit und Christlichkeit ohne Erbitterung hinzunehmen. Kurz: keine Vertuschung der Unterschiede und Gegensätze, sondern klare und scharfe Auseinandersetzungen der Richtungen, Schulen, Parteien, aber das alles unter Anwendung religiöser Kraft und christlicher Ueberredung, nicht juristischer Besitztitel und ehrverletzender Scheltworte.

Nicht Angriffe auf unser Blatt haben die Aussprache dieser Gedanken und Forderungen veranlaßt, sondern die Beobachtung der heute vielfach geübten Kriegführung bei den innerkirchlichen Streitigkeiten hat sie dem Verfasser schon seit lange in die Feder gedrängt. Wie wir inmitten des Kampfes die besondere Aufgabe unsers Blattes verstehn, darüber soll ein nächster Artikel Klarheit geben. Für heute lag uns daran, die, welche jenes häßliche Schlagwort für eine Waffe im Kampfe für das Evangelium halten, von ihrem Irrtum zu überzeugen und unsern Lesern gleichzeitig an die Hand zu geben, was sie davon zu halten haben. R

Ein Wort über den heutigen Realismus

Auf einer Berliner Bühne wird gegenwärtig ein Stück gegeben, von dessen Verfasser gestern noch niemand wußte, während ihn heute fast jeder Zeitungsleser der Hauptstadt kennt. Das „soziale Drama“ von Gerhard Hauptmann „Vor Sonnenaufgang“ hat nach moderner Auffassung Glück gehabt. Gleich

die erste Aufführung rief einen öffentlichen Skandal hervor: ein lauter Schrei der Entrüstung ist gefolgt. Bei spätern Vorstellungen hat das Publikum lebhaft Partei genommen und spielt nun „ohne Gage mit.“ Die Zuschauer sind nicht seltner und die scheltenden und grollenden Leser im stillen immer zahlreicher geworden. Der Ruf des Schauspiels wird täglich weiter „geschimpft.“ Eine Wirkung, sei sie nun eine gute oder schlechte, ist erzielt: der Erfolg ist da, wenn es gleich kein allgemeiner und auch nicht ein succès d'estime ist. Es handelt sich aber dabei nicht um ein günstiges Ergebnis für den einen Dichter bloß, sondern für eine ganze Plejade von solchen. Das Stück vertritt eine Gattung der heutigen Litteratur und hat den Wert eines Programms: eine neue Kunst soll geschaffen werden, und ihre Priester heißen in Frankreich Zola und in Deutschland Kretzer, Hauptmann, Hart.

Appetitlich ist der Inhalt des vielberedeten Dramas nicht: Ein junger Gelehrter, der über seinen volkswirtschaftlichen Theorien die Gesundheit des Herzens eingebüßt hat, kommt in die schlesischen Kohlendistrikte, um Studien zu machen. Er findet Aufnahme auf einem großen Bauernhofe, weil ein Universitätsgenosse von ihm sich mit der Tochter des Besitzers verheiratet hat. Aber es behagt ihm schlecht in der neuen Umgebung. Zwar fließt der Champagner, wie man zu sagen pflegt, „in Strömen“; doch die ihn trinken, taugen nichts. Der Jugendgefährte ist abgefallen von den Idealen, die er einst pflegte, und verkümmert in Genußsucht und Selbstgefälligkeit; die übrigen Personen sind dumm, gewöhnlich und gemein und scheuen sich durchaus nicht, das zu zeigen. Nur in einem jungen Mädchen, einer zweiten Tochter des Hauses, scheint noch der heilige Funke der Menschenwürde zu glühen. In sie verliebt, mit ihr verlobt sich auch der Fremde, und er ist im Begriff, sie heimzuführen, als ihm schrecklich offenbar wird, was er bereits geahnt hat: er ist in eine Trinkerfamilie schlimmsten Schlages geraten, die widernatürlichen Ausgeburten des Säuferwahnsinns drängen sich um ihn, und selbst über der Auserkornen breitet der Dämon des Alkoholismus seine dunkeln Schwingen. Da ist für den Schüler Darwins, der eine gesunde Nachkommenschaft über alles stellt, nur eines ratsam: die Geliebte dem Verderben zu überlassen und dem Tode — er geht! Der Vorhang deckt den Greuel — und das Stück gefällt? Doch nein, so schlimm ists nicht: es interessirt; aber, wie ists nur möglich?

Die Ursachen sind gewiß sehr mannigfaltig: die ordinäre Freude am Spektakel hat schon vieles auf Erden verschuldet, und unter den Gönnern des Dichters dürfte mancher Leser von Gerichtszeitungen sein. Auch ist nicht zu vergessen, daß die kleine Koterie, die das Schauspiel unter ihren Schutz genommen hat, das Heinische Wort wohl zu würdigen weiß: „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht!“ Indessen das allein genügt zur Erklärung nicht. Man könnte vielleicht an die Wirkung sittlicher Ideen denken, an eine große ethische Lehre, die sich von dem scheußlichen Grunde abhebt; aber davon keine Spur! Wie der namenlosen menschlichen Verkommenheit, die sich kundgiebt, gesteuert werden soll, wird nicht gezeigt; welche Sonne denn nun aufgehn soll, sagt einem niemand. Es müssen andre Gründe des relativen Erfolges vorliegen.

Frage man doch einmal beim jüngsten Deutschland selber an! Die Antwort wird stolz genug lauten: „Wir sagen eben die Wahrheit und schildern die Wirklichkeit!“ So vermessen das auch klingen mag, mit einem vornehmen Achselzucken ist die Behauptung nicht abgethan. Einer Prüfung bleibt sie immer wert.

In Goethes Werther heißt es:

> Der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wiederfinde, bei dem es zugeht, wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.

So spricht Lotte und mit ihr der junge Goethe, eben der Goethe, dessen rührende Erzählung damals einen Erfolg erzielte, wie seither nicht wieder eine Schrift in deutschen Landen. Er verlangt, daß der Leser glauben könne, was er liest, daß der Dichter dem Zuschauer eine Welt schildere ähnlich der, worin

dieser lebt, eine Welt, in der dieselben Freuden und Leiden walten, in der die gleichen Sorgen gehegt und die gleichen Siege erfochten werden. Und bei der bloßen Theorie bleibt es nicht: ist es doch eine geradezu raffinirte Technik, womit eben in „Werthers Leiden“ die Illusion gewahrt wird! Auch Schiller, der später — so in der Vorrede zur „Braut von Messina“ — für völlig bedeutungslos erklärt, ob die ersonnenen Vorgänge Wahrscheinlichkeit haben oder nicht, legt noch, als er „Kabale und Liebe“ schreibt, unendlichen Wert darauf, treu nach der Natur zu zeichnen. Und nun werfe man einmal einen Blick auf die berühmtesten modernen Romane, auf Freytags „Ahnen,“ auf die Werke von Ebers und Dahn! Gewiß, sie sind das Studium des Primaners, die Zerstreuung der müßigen Frau, die Wonne des Backfischs; aber seien wir ehrlich: welcher Mann hat sie in die Hand genommen, ohne sie schließlich wieder abzugeben mit der unzufriednen Empfindung: „Das ist nicht wahr, ist stellenweise gefälscht! Wie unermeßlich weit und fern liegt mir das alles!“? An die Helden glauben wir nicht; ihre Kämpfe verstehn wir kaum; die Themata lassen uns kalt: so muten uns jene vergilbten mythologischen Stiche an, deren Gegenstände uns gleichgiltig und deren Figuren uns unwahrscheinlich geworden sind. Es ändert sich eben die Zeit: man kann nicht leugnen, daß wir Deutschen älter werden, daß unser Interessenkreis sich allmählich verschoben, verliebtes Spiel unter uns seine Bedeutung verloren hat. Welche schweren psychologischen Probleme uns bewegen, wie unser Denken und Fühlen beherrscht wird von großen politischen, wirtschaftlichen und namentlich sozialen Fragen, davon zeugt jede Unterhaltung unter Männern und so mancher Austausch auch im Salon. Neue Sorgen sind aufgestiegen, neue Freuden; neue Menschen umgeben uns; und sicherlich — der Dichter, der den Mut hätte, mit Rücksicht darauf seine Stoffe zu wählen, und die Kraft besäße, ihnen Leben einzuhauchen, sie poetisch zu gestalten und zu glaubhaften Bildern zu schaffen, der dürfte auch heute auf allgemeinen Anklang rechnen. Es war ein glücklicher Gedanke, daß die Kirche, um den Herzen wieder näher zu treten, das Leben des Volkes mitzuleben begann, sich bekannt machte mit seinen Nöten und Zerstreuungen und die Thätigkeit der innern Mission eröffnete. Sollte die Kunst nicht von ihr lernen können? Was anders hat denn die Popularität der „Quitzows“ gemacht als ein Thema, das jedem modernen Deutschen so vertraut, so heimisch erschien: die Fürsorge der Hohenzollern für die Armen und Unterdrückten? Und wenn gleich der Berliner Jargon in dem Stück etwas laut ertönt, der Zuschauer fühlt doch: das sind Menschen, keine Larven; er weiß, wo sie wohnen; er ist zu Haus unter ihnen, auch wenn er „j“ und „g“ und „mir“ und „mich“ genau zu unterscheiden vermag.

Und nun darf es wohl ausgesprochen werden, daß sich der Realismus ein wirkliches Verdienst erwirbt, wenn er mit fanatischem Eifer den Satz predigt, daß die Kunst nach Wahrheit trachten solle. Eine Vorschrift, die seit der Romantik zwar vergessen schien, aber darum nicht neu ist; denn auch die Stürmer und Dränger, die im vorigen Jahrhundert eine Umbildung unsrer Litteratur vorbereiteten, hat man mit Recht Naturalisten genannt. Immerhin bleibt die rechtzeitige Wiederbelebung des Alten der Anerkennung wert.

Doch ist einmal das Lob ausgesprochen, so erfordert die Gerechtigkeit auch den rücksichtslosen Tadel. Das jüngste Deutschland hat den Willen; aber es fehlt das Können! Eine deutliche Weisung wird erteilt; die Ausführung ist schlechter als jämmerlich! Man hat die Bedeutung moderner Probleme erkannt, verfügt aber nicht über die Kraft, eine Lösung auch nur anzudeuten. Man möchte die Kunst aus den Wolken auf die Erde führen, gleicht aber dem Manne, der vom schwankenden Ast auf den festen Boden strebt und bei der Wucht des Sprunges bis über die Haarspitzen im Morast versinkt. Für welche Verrücktheit und Ueberspanntheit Zola eine idealistische Dichtung hält, das zeigt am besten sein „anständiger“ Roman Le Rêve; indessen der Herren eigne Schöpfungen sind durchaus nicht weniger exzentrisch: sie gravitiren nur nach dem andern Extrem. Um nicht lauter Engel zu malen, schildert man bloß Teufel; wahr aber ist, daß der sündige Mensch in der Mitte steht zwischen

diesen und jenen und die unzerstörbare Sehnsucht nach Gottähnlichkeit im Herzen trägt: und die Wahrheit will man ja darbieten! Und wenns die Illusion zu nähren gilt, — mag es hingehen, daß Hauptmanns Bauern einen Dialekt sprechen, der an nichts weniger erinnert als an das „bel paese, dove 'l si suona": es ist aber geschmacklos, nein, es ist kindisch, die Natürlichkeit der Vorgänge dadurch erhöhen zu wollen, daß sie durch das Wehgeschrei einer Wöchnerin gestört und unterbrochen wurden. Die schlimmsten Feinde des Realismus sind die Realisten selber.

Wenn schließlich in Erinnerung an die Sturm- und Drangperiode gesagt wird, daß im achtzehnten Jahrhundert der Most, der sich absurd gebärdete, doch noch ein Wein wurde, so ist das gewiß wahr; jedoch eben so sicher ist, daß die Früchte, die uns heute geboten werden, vorläufig unreif sind, und solche gelten bekanntlich unter kultivirten und gesitteten Menschen für — ungenießbar!

E W M

Eugen Deveria

Ein Lebensbild aus der protestantischen Kirche Frankreichs

1

Im Gefolge der Päpste haben einst die Deverias ihre italienische Heimat verlassen und sind in Avignon ansässig geworden. Dort und in der Umgegend haben sie jahrhundertelang gewohnt, bis einst einer ihres Geschlechts, ein kühner Schiffssoldat, auf seinen Streifzügen durch Länder und Meere sein Herz an eine schöne und reiche Kreolin verlor. Franz Marie Deveria und Fräulein Chaumont schlossen den Ehebund und siedelten nach Paris über. Die Schönheit der jugendlichen Frau hielt stand, ihr Reichtum leider nicht — dafür sorgten die aufrührerischen Neger, als sie auf Sankt Domingo sengend und brennend ihr Wesen trieben. Am Marinearchiv in Versailles nahm der arm gewordene Ehemann eine Stellung an, hatte aber bald das Glück, unter seinen sechs Kindern einen Sohn heranwachsen zu sehn, der seine großen Talente in den Dienst seiner Familie stellte und großherzig selbst auf Künstlerruhm verzichtete, um durch allerhand künstlerische Kleinarbeit das tägliche Brot zu verdienen — und mehr als das: so viel, daß die innig geliebte Mutter nichts entbehren, den alten Reichtum nicht vermissen sollte. Achilles ermöglichte es, daß die Familie nach Paris zurückkehren konnte. Dort inmitten schöner Gärten lag das Haus, das bald genug der Sammelplatz für die jungen Künstler, Dichter und Schriftsteller der Hauptstadt wurde. Freilich, des Vaters Verdienst war das nicht; der hatte unter den Schicksalsschlägen nachgerade Mut und Thatkraft verloren und lebte so still und müßig seine Tage hin, daß gar mancher, der in seinem Hause als Gast aus- und einging, von dem Dasein eines Hausvaters keine Ahnung hatte. Auch die Mutter bildete nicht eigentlich den Mittelpunkt des Hauses. Einst gut erzogen, musikalisch gebildet und von zarter Anmut, wurde sie mit den Jahren etwas stumpf und träge, und wenn sie auch ihren Kindern allezeit ein Gegenstand herzlicher Liebe und Verehrung blieb — ihre Gäste haben über sie allerlei Spottreden geführt und ihrer einer, Victor Hugo, beschreibt mit etwas boshaftem Humor, wie sie jahrein jahraus auf ihrem roten Samtlehnstuhl, „wie ein Bündel Schnee" in allerlei weiße Gewänder und Hauben gekleidet, gesessen habe, eine Stickerei in der Hand, die nie fertig wurde, und Bonbons naschend. Nein, Mittelpunkt und Anziehungspunkt in diesem vielbesuchten und seiner heitern Gastfreiheit wegen berühmten Hause waren die Kinder, die Söhne und Töchter; alle reich begabt und geistig angeregt, die Mädchen noch ausgezeichnet durch Schönheit und Anmut. In diesem Stelldichein des jungen Frankreichs gingen die Männer alle aus und ein, die den künftigen Ruhm ihres Vaterlandes darstellten, die Hugo, Musset, Saint-Beuve, Delacroix u. v. a. Auch der Knabe Liszt ließ hier seine ersten Künste hören.

Dieses lebhafte, gesellige Haus war die Heimat Eugens,*) der im Jahre 1805 geboren wurde — ein so häßliches Kind, daß man zuerst nicht wagte, den Knaben der schönen Mutter zu zeigen. Sie hat anfangs die Häßlichkeit ihres Söhnleins wirklich nicht verwinden können, und mehr als in ihrer Obhut ward der Knabe unter dem liebenden Schutze seiner Amme groß, der Mama Thomas, bei der er den größten Teil seiner Kinderjahre verbrachte. Er hat ihr zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt, hat nie versäumt, wenn er nach Paris kam, sie aufzusuchen, auch dann nicht, als die Arme blind und taub jahrelang im Siechenhause lag. Und als die Greisin starb, hat er zu ihrem Gedenken und aus Dankbarkeit für die ihr zugewandte Pflege der Krankenanstalt ein schönes Gemälde gestiftet: Christus sein Kreuz tragend.

Der Knabe ist nicht nur häßlich, er ist auch recht faul, störrisch und heftig gewesen, dazu den Wissenschaften abhold, sodaß man schließlich keinen andern Beruf für ihn wußte, als ihn bei seinem ältern Bruder Achilles in die Lehre zu geben. So ist Eugen ein Maler geworden, und wahrlich bei dem treusten Meister hat er gelernt. Denn während Achilles genötigt war, um des Erwerbes willen seine reiche Begabung in den Dienst des Handels zu stellen, und sich damit begnügen mußte, ungezählte Bilder jeder Art für die Lithographen zu zeichnen, dessen sich tröstend, daß, was er an künstlerischem Ruf einbüße, Mutter und Schwester an Wohlsein und Behagen gewännen, suchte der Selbstlose und Opferfreudige nun keine größere Ehre, als seinem jüngern Bruder den Lorbeer zu verschaffen, der ihm selbst versagt war. Lehrend und helfend stand er Eugen zur Seite, widmete ihm alle Kraft und Kunst, die er besaß. Er fand in seinem Bruder einen talentvollen und fleißigen Schüler. Als neunzehnjähriger Jüngling sandte der junge Maler schon Bilder in den „Salon," die der Beachtung wert gefunden wurden. Des Achilles Verdienst ist es vor allem, wenn Eugens Name durch ein fast wunderbares Ereignis so bald berühmt wurde. Es kam das Jahr 1827, mit ihm am 4. November die Eröffnung einer neuen großen Kunstausstellung. Mit Fiebereifer hatte der junge Künstler an seinem großen Gemälde „Die Geburt Heinrichs IV." gearbeitet, um noch rechtzeitig fertig zu werden. Umsonst, er vermochte die Arbeit nicht zu bewältigen. Da — ein günstiges Geschick verlängerte den Zeitpunkt der Einsendung bis zum Dezember. Schon kamen die bestellten Galeriediener, um das Bild zu holen — immer noch arbeitete Eugen daran, die letzten Pinselstriche vollendeten eilends das groß angelegte Werk. Thür und Treppe war nicht geräumig genug, die große Leinwand hindurchzuschaffen, so rollte man sie zusammen und ließ sie zum Fenster herunter. Einen kunstvollen Rahmen zu beschaffen, reichten die Mittel nicht; einige gelbgestrichne Holzleisten sollten die Umrahmung bilden. Die Museumsverwaltung aber erkannte den Wert des Bildes und ließ zur größten Freude des jungen Malers aus eignen Mitteln den wünschenswerten Goldrahmen um das Gemälde schlagen. Und nun geschah das Unerwartete: das Bild des 22jährigen Künstlers errang einen so durchschlagenden Erfolg, daß in der ganzen Stadt von nichts anderm die Rede war, als von Eugen Deveria und seinem „Heinrich IV." Es war das erste Bild der romantischen Schule jener Tage, und so groß war der Eindruck, den es hervorrief, daß die jungen Kunstschüler in den Ateliers einen zweiten Bildersturm aufführten: sie zerstörten die antiken Gipsabgüsse und warfen in barbarischem Taumel fröhlich die Apollo- und Venusfiguren aus dem Fenster; glaubten sie doch der alten Kunst und ihrer Werke künftighin füglich entraten zu können. Warum? Weil ein Maler — es war eben Eugen Deveria — gewagt hatte, einen geschichtlichen Gegenstand darzustellen, der nicht dem Altertum, sondern der eignen Volksgeschichte entnommen war, und zwar sogar in dem Kostüm jener Zeit, aus der er eine Darstellung gab. Da sah man nicht nur schöne Frauen in klassisch faltenreichen Gewändern und klassisch monumentalen Posen, sondern man sah auch häßliche, aber wirkliche Bürger und Bauern; man sah einen grotesken Zwerg, einen großen Hund, einen Hintergrund von gotischer Architektur, man sah seidne Kleider, zerrissne Wämser, samtne Mäntel — kurz alles, was die strenge klassische Kunst bisher verbannt hatte, und dabei alles in warmtönendem Farbenglanze gemalt. Scharen von Bewunderern umstanden allezeit das Bild, ein Kundiger verglich es mit Paul Veroneses Gemälden. Der Name zündete: „Paul

*) Eugène Devéria d'après des documents originaux par Alone. Paris, Fischbacher, 1887. 307 Seiten.

Veronese" ging es durch die Stadt, Paul Veronese ist wieder erstanden, und sein Name ist Eugen Deveria. Der aber schritt einher im breitkrempigen Filzhut, den faltenreichen spanischen Mantel um die Schultern geschlungen, sein häßliches Antlitz durch einen mächtigen Bart halb verhüllt (in jener bartlosen Zeit!), auch in seiner äußern Erscheinung ein einzigartiger Künstler, und hörte mit jugendlicher Freude stolz auf das Lob, das ihm von allen Seiten überreichlich gespendet wurde.

Tragisches Geschick! Es ist der einzige Lorbeer gewesen, der dem Maler beschieden war, nie wieder hat ein Werk seiner Hände auch nur annähernd gleichen Erfolg errungen; alles, was er später geliefert, war ein Rückschritt, er hatte seine gesamte künstlerische Kraft in einem Bilde verbraucht. In der Geschichte der französischen Kunst ist er der vielbespöttelte „Maler des einen Bildes" geworden, seine künstlerische Bedeutung für sein Vaterland war nur die eines einzigen Augenblicks. Aber in der Geschichte des französischen Protestantismus behält sein Name eine Bedeutung, die es rechtfertigt, daß dieses Blatt sich mit seinem Namen beschäftigt. Nicht als ob er in der protestantischen Kirche selbst irgendwie als eine Art Reformator oder auch nur als ihr namhafter Förderer aufgetreten wäre — sein Leben ist ohne solche große Thaten dahingegangen. Aber eben in seinem stillen Dahinfließen birgt dieses Leben so reiche Schätze, die Schätze eines tieffrommen Gemüts, daß es eine Freude und eine Erbauung ist, sie zu erschließen.

2

Die Familie Deveria war katholisch. Aber doch nur dem Namen nach. In Wahrheit gab es für die Religion in diesem Hause nicht Zeit, nicht Neigung. Es war nicht etwa Feindseligkeit gegen das katholische Bekenntnis, sondern reine Gleichgiltigkeit, ja mehr als das, es war das vollkommne Ausgelöschtsein jeder religiösen Empfindung, das wir bei diesen heitern, geistreichen und begabten Leuten finden. Eugen erinnert sich nie gesehen zu haben, daß seine Mutter jemals zur Kirche gegangen sei, und er weiß es genau, daß weder er noch die Geschwister in der Kindheit zur Feier der ersten Kommunion geleitet wurden. Des Lebens Schwere hat nachmals in ihm ein reiches religiöses Leben geweckt, dessen Kräfte bis dahin tief geschlummert hatten.

In rascher Folge riß der Tod teure Glieder aus dem Kreise der Familie: den Vater, die Großmutter, schließlich auch (1835) die geliebte Schwester Laura, des sonnigen Hauses eigentliche Sonne, ein holdes blondes Mädchen voll Liebreiz und edeln Geistes. Eugen aber arbeitete in emsiger jugendlicher Schaffenskraft, malte Bild auf Bild, und jedes bewies aufs neue, daß des Malers Können nicht im Wachsen, sondern im Abnehmen begriffen sei. Die Zeit seines Ruhmes war dahin, der Schwung seines Genius war erlahmt. Er hat später viel über seine verlorne Jugend geklagt, deren Thorheiten vor allem die Schuld trügen an dem Sinken seiner Kunst; was war dieser seiner Jugend größte Thorheit? Sechzehn Jahre alt hatte er bei seiner Mutter ein junges Weib kreolischer Abstammung aus niederm Hause getroffen; sie war zwölf Jahre älter wie er, reizlos, unschön, aber sie wurde das Verhängnis seines Lebens. Er liebte sie, zwei Jahre mit der Anbetung eines unreifen Schülers, bald aber mit heftiger sinnlicher Leidenschaft. Vergebens war das bestürmende, verbietende Flehen von Mutter und Geschwistern. In unseliger Verblendung ließ er von dem Weibe nicht, das niedrer Gesinnung und von klug berechnender Habsucht war. Eine Tochter wurde dem ungleichen Paare geboren. Das bringt ein neues Element in des Künstlers leichtsinniges Dahinleben. Es erwacht in ihm ein Vatergefühl von leidenschaftlicher Stärke. Er hält Einkehr bei sich, er denkt zum erstenmal ernstlich über sein Leben nach. Nichts hat den Künstler, der in guten Stunden zum Dichter werden konnte, je wieder so zu zarten Tönen begeistert, als sein Töchterchen, seine Marie. Da er sie in den Armen hält, lernt er zum erstenmal in ausbrechendem Dankgefühl den Namen Gott stammeln.

Aber noch reichte die Flamme des neuerwachten innerlichen Lebens nicht aus, das ganze Dasein des Mannes zu erwärmen. Nach außen hin lebte er mit der ganzen Welt in Feindschaft,

verwarf des edeln Bruders treue Ratschläge, widersetzte sich den Bitten der um ihn beunruhigten Familie. Gereizt und unzufrieden mit sich und aller Welt verließ er Paris und ließ sich in Avignon nieder. Dort erhielt er bald einen Auftrag, wie eines Künstlers Herz ihn schöner und erhabener kaum zu träumen vermag: ihm, ihm allein übertrug der Erzbischof die Ausmalung der Kathedrale. Mit leidenschaftlichem Feuer ging er an das große Werk. Er brannte darauf, den alten Ruhm zurückzuerobern, etwas zu liefern, was der Mitwelt Bewunderung, der Nachwelt Staunen erregen sollte. Aber trotz der heiligen Gestalten, die er malte, blieb sein Herz dem Heiligen fern, sein Gebahren derb und wild. Er malte nicht aus der Tiefe seines Gemüts heraus, er malte allein aus brennender Ruhmbegier. Das Ewige, Göttliche war ihm nicht mehr als alles andre auf der Welt: ein Stoff, seine Kunst daran zu erproben. So geschah es einst, daß ein protestantischer Pfarrer den Dom zu Avignon besichtigte. Oben auf den Gerüsten hantirte der Maler. Es mochte ihm gerade irgend etwas mißlungen sein, kurz, Sklave seiner zornigen Aufwallungen, wie er war, begann er von der Höhe aus unter den heiligen Gewölben ein so gotteslästerliches Fluchen und Schelten, daß da unten der fromme Besucher des Domes zu seinem Begleiter sprach: „Alle Bekehrung ist ein Wunder, aber wenn dieser Mann sich jemals bekehrt, wird es ein doppeltes Wunder sein." Einige Jahre später traf Pfarrer Frossard den Maler von der Kathedrale zu Avignon in dem anmutigen Städtchen von Bearn als demütiges Gotteskind wieder, und bald genug verband die beiden Männer eine Freundschaft, die der Tod erst löste. Der protestantische Pfarrer hat sich überzeugen können, daß das „doppelte Wunder" sich ereignet hatte.

Jetzt freilich war Eugen Deveria noch fern von seinen glücklichen Jahren. Im Gegenteil, er fühlte sich unsäglich elend. Die mit leidenschaftlicher Hast unternommene Riesenarbeit in der feuchten und kalten Kirche griff seine Gesundheit an, bald fühlte er sich krank. Und gleichzeitig erfuhr er aufs neue die Last der Sklavenkette, in die er sein Leben geschmiedet hatte. Er war allein nach Avignon gereist. Mutter und Geschwister hatten es unter Bitten und Thränen durchgesetzt, daß er das Weib seiner verirrten Liebe zurückließ. Jetzt kamen Briefe von ihr, in denen sie mit kluger Berechnung viel Liebes von der kleinen Marie und von dem sehnsüchtigen Verlangen nach dem Vater schrieb. Natürlich dauerte es nicht lange, so waren Mutter und Kind in Avignon. Kaum waren sie dort, so stellte der Erzbischof dem Künstler die Wahl zwischen einer ehrlichen Heirat und dem Aufhören der Arbeit in der Kathedrale. Müde von all der Unordnung seines Lebens fand Deveria nicht mehr die Kraft, die unwürdigen Bande zu zerreißen, er hörte nicht auf die mahnenden Bitten der Seinen, mit geschlossenen Augen stürzte er sich in den Abgrund. Er machte die Kreolin zu seinem rechtmäßigen Weibe. Er zählte fünfunddreißig, sie siebenundvierzig Jahre. Natürlich fand er nicht Glück, nicht Frieden in dieser Ehe. Krank und kränker wurde der unglückliche Mann. Mit furchtbaren Qualen sah er sein Leben hinschwinden und mit ihm seine geliebte Kunst und all die hohen Träume von Ehre und Ruhm. Ein Schauder ergriff ihn, da er sein Ende nahen fühlte, und sich dabei von Mutter und Bruder, die er liebte, geschieden wußte; ein Entsetzen überkam ihn, wenn er daran dachte, wie er die, welche er soeben an sich gefesselt, Weib und Kind, in bitterster Armut zurücklassen mußte! Er hatte in der Bibel geforscht, um Gegenstände darin zu finden, die er in der Kathedrale malen wollte; er hatte sie aus künstlerischem Bedürfen gelesen, nicht aus religiösem, aber was er da gelesen, war genug, um ihm einen Blick in die Nacht seines Lebens zu öffnen. Wie ein strahlendes, aber kaltes Licht war das Bibelwort in sein Herz gedrungen; sein Elend, seine Schuld hatte es ihm gezeigt, den Weg zur Gnade noch nicht. Alles um ihn, alles in ihm war finstre Nacht, und die kalten, dunkeln Nebel verdichteten sich immer mehr.

Völlig mutlos, reizbar, gleichgiltig gegen alles und tief verbittert, ein ganz gebrochener, totkranker Mann, reiste der arme Maler im Juni 1841 allein nach den Heilquellen von Eaux-Bonnes. Wie ein Wunder wirkte dieser Aufenthalt. Am Fuße

der Berge, in kräftiger Luft fand nach kurzer Zeit mit überraschender Schnelligkeit der Kranke wieder Kraft, Hoffnung, Lust am Leben. Zu neuem Dasein erwachte er, ein neuer, auf das Ewige gerichteter Mensch. Freilich, der Bruch mit der gedankenlos dahingelebten Vergangenheit hatte nicht sofort eine völlige Aenderung des Lebens zur Folge. Es war eine langsame Arbeit der Neugeburt unter Thränen und Mühen, die aus dem leichtsinnigen Lebemenschen den frommen Christen schuf. Aber das Eis war gebrochen, die Sonne des himmlischen Lichtes schien warm und freundlich in sein Herz.

Langsam kehrte die völlige Gesundheit zurück. Viele andre hätten im Neubesitz der Kraft die ernsten Eindrücke der Schmerzenszeit vergessen. Nicht so Eugen Deveria. Ihm ward es klar, daß er das Leben, das ihm zum zweitenmal geschenkt worden, dem weihen müsse, der es ihm neu gegeben. Ein Hunger und Dürsten überkam ihn, den kennen zu lernen, dem er das Leben verdanke, den gütigen Gott, um den er bisher sich so wenig gekümmert. Er wandte sich an die Priester seines Glaubens, schriftlich und mündlich bat er um Unterweisung, um Glaubensstärkung. Was sie ihm boten, genügte seinem quälenden Gewissen, seinem forschenden Sinne nicht. Er hörte die Predigten des protestantischen Pfarrers zu Pau. Die schlichten Worte, die aus der Tiefe des Evangeliums schöpften, ergriffen ihn mit unwiderstehlicher, beseligender Macht. Und doch wogte und wallte es in ihm unruhig und verworren; noch hatte er nicht den festen Grund gefunden, auf dem seine Seele mit ihrem Ringen Ruhe fand. Wunderbar, ein gut katholischer Freund war es damals, der ihm riet, die Bibel zu lesen, um in ihr Lösung für seine Zweifel zu suchen.

Das heilige Buch war ihm nicht unbekannt gewesen und doch so fremd. Jetzt ward es ihm lieb und vertraut, er fand in ihm die köstlichste Perle, den verborgnen Schatz. Noch einige Zeit des Schwankens, und dann trat er zur reformirten Kirche seines Vaterlandes über. So wurde Eugen Deveria ein Protestant. (Fortsetzung folgt.) R B

Zwei kirchliche Festtage in Philadelphia

1

Die gesamte Reisegesellschaft auf dem prachtvollen Norddeutschen Lloyddampfer frönt dem Sport der Seekrankheit; wie noch immer werde ich auch diesmal wieder nicht zur Teilnahme an dem „verwegnen Spiele“ herangezogen. Fast während der ganzen Ueberfahrt jetzt in den stürmischen und bewölkten Spätherbsttagen spült jede Welle selbst über das hochgelegne Spazierdeck der ersten Klasse und verscheucht auch den Seefesten von dem erquickenden und unterhaltenden Gange im Freien. In dem einsamen Saale, und auch da wegen des tagelangen starken Rollens des mächtigen Schiffes, das ein Gehen und Stehen unmöglich macht, auf den Sessel gebannt, folgt der träumerische Sinn, wenn das Auge vom vielen Lesen ermüdet nach Ruhe verlangt, willig der Lockung, noch einmal die reichen und mannigfaltigen Eindrücke eines Ausfluges vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean auf sich einwirken und die holden „schwankenden“ Gestalten an dem innern Auge vorüberziehn zu lassen. Rasch wird zum Stift gegriffen, sie zur dauernden Erinnerung festzuhalten; es ist erwünschter Zeitvertreib und ermöglicht denen daheim eine gewisse Teilnahme an dem, was zu erleben dem Begünstigten vergönnt war. Aus der Studienmappe darf ich wohl für die Leser dieses Blattes eine kleine Skizze herausgreifen; sie will ein Bild geben von zwei Festtagen, an denen jetzt kürzlich in Philadelphia teilzunehmen ich Gelegenheit hatte: am dritten Oktober das erste Jahresfest des evangelischen Diakonissenmutterhauses nebst Eröffnung des damit verbundnen Altenheims, andern Tages die Einweihung des neuerbauten theologischen Seminars des evangelisch-lutherischen Generalkonzils.

Zweimal war ich bereits bei meinen eiligen Streifzügen durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas nach der schöngelegnen „Stadt der Bruderliebe“ am Delawarestrom gekommen.

Beidemal gern; denn Philadelphia bietet wie kaum eine andre Stadt für den evangelischen Geistlichen Reize, die es einem rasch und traulich anthun. So bedurfte es keiner langen Nötigung, um einer dritten Lockung und Ladung zu folgen und noch einmal, jetzt von Newyork aus, einen Abstecher nach der fesselnden Stadt zu machen. Der Frühzug, der mit beschleunigter Schnelligkeit zwischen den beiden Städten läuft, brachte mich zeitig genug nach Philadelphia, um unmittelbar von dem Bahnhofe aus zum Beginn der Festfeier im Diakonissenhause zu erscheinen. Das Gebäude, ein in gotischem Stil mit Anklängen aus dem romanischen ausgeführter monumentaler Backsteinbau, ist das schier kaiserliche Geschenk eines deutschen Kaufmanns, John Lankenau, Bremers von Geburt, der aber seit länger als einem halben Jahrhundert in Philadelphia wohnt, an ein Komitee, das im engsten Zusammenhange mit der deutschen evangelisch-lutherischen Kirche der Stadt steht. Das Haus — ein Prachtbau, der über zwei Millionen Mark gekostet haben soll — und seine Bestimmung hat demnach fortan als eine Tochteranstalt dieser Kirche zu gelten und ist von ihr auch als der nunmehrigen geistigen Nährmutter angenommen; es ist das erste Diakonissenmutterhaus in Amerika. Als Rektor steht dem Hause Pastor Cordes vor, früher Gehilfe von Pastor Ninck in Hamburg, als Oberin die den Diakonissenfreunden wohlbekannte Wanda von Oertzen; die Schwestern sind bis jetzt sämtlich aus Deutschland herangezogen, eine kleine Schar von etwa 28 Pioniren auf weit vorgeschobnem Vorposten mit der verantwortungsvollen Aufgabe, deutschem evangelischen Diakonissenwesen auf dem amerikanischen Boden — für solche Pflanzung noch Neuland — eine heimische Stätte zu bereiten.

Die Festgäste waren bei meiner Ankunft bereits in der Anstaltskirche versammelt. Diese liegt, auch im äußern Bau deutlich erkennbar, in der Mitte des Hauptbaus, ähnlich der Kapelle im evangelischen Hospital und Diakonissenhause zu St. Petersburg in Rußland. Der Baumeister hat damit in seiner Sprache dem Gedanken Ausdruck verliehen, welcher der ganzen Stiftung zu Grunde gelegt wurde, daß die Kirche und das in ihr gepredigte Wort Gottes Herz und Mittelpunkt des schönen Anwesens zu sein in freudigem Bekenntnis berufen ist und der an diesem heiligen Feuerherde verkündete Glaube alsbald in der barmherzigen Bethätigung des Hauses als gottgewollte Liebesarbeit sich bewähre. Der Festgottesdienst an diesem Morgen in der mit grünen Kränzen geschmückten Kirche gipfelte in reicher liturgischer Ausgestaltung in der Weihe von drei Probeschwestern zu dem Berufe einer Diakonisse und in dem an die Hausgenossen und Freunde gespendeten Abendmahl. Der Rektor des Hauses, unterstützt von dem Vorsitzenden des Generalkonzils, welchem Zweige der evangelisch-lutherischen Kirche das Haus eingegliedert ist, vollzogen die Weihe und reichten gemeinsam das heilige Mahl.

In unmittelbarem Anschluß an die ernste und liebliche kirchliche Feier fand ein Mahl der Festgäste in einem der geräumigen Säle des Diakonissenhauses statt; der Gründer des Hauses war auch der liebenswürdige Wirt. Bei den einzelnen Sitzen lag das gedruckte Programm der während der Mahlzeit zu Tischrednern berufnen Gäste, gleichzeitig mit Angabe des von ihnen zu behandelnden Gegenstandes. Der Gast aus Deutschland und Rußland war nicht wenig überrascht, seinen Namen an der Spitze der Liste zu finden und daß er über „die Diakonissen in der deutschen Heimat“ zu sprechen habe. „Ja, das sei so auch die Weise von Pastor Ninck gewesen, die Redner unmittelbar aufzurufen und ihnen das Thema vorzuschreiben.“ Dem lieben, in solch tüchtiger Schule ausgebildeten Rektor mußte nun schon auch in dieser Eigentümlichkeit seines Vorbildes willfahrt werden, selbst auf die Gefahr hin, neben den sorgfältig ausgearbeiteten Ansprachen der andern Tischredner dem zugewiesenen so reichen und schönen Thema nicht in gleicher Vollendung gerecht werden zu können. Das erste Wort, schlicht, einfach, in fast rührender Bescheidenheit, sprach der großherzige Stifter des ganzen Hauses. Ihm brachte der um das deutsche Hospital und nun auch um das Zustandekommen dieser so kostbaren Pflanzung hochverdiente Konsul Meyer einen warmen, herzlichen Dank dar in Worten, die den Stifter wie auch den Redner

ehrten und den Insassen des Hauses einen Spiegel vorhielten, wie den Absichten und Wünschen des edeln Wohlthäters zu entsprechen sei. Dem Gruße aus Deutschland reihte sich Professor D. Späth mit einer Ansprache über die Diakonissen in Amerika an, kernhaft, wacker, in allen Teilen Beweis von der hohen Rednergabe des Mannes ablegend, den man in der Reihe der hervorragendsten deutschen Prediger in Amerika vornan nennt, zugleich ein beredtes Zeugnis von der warmen und treuen Liebe, die der Professor aus dem Schwabenlande für diese seine zweite Heimat als das Land hegt, das ihm der Herr sein Gott als die Stätte einer reichgesegneten Wirksamkeit gezeigt. Den Schluß der im Programm aufgerufnen Tischredner bildete die Ansprache über „die Stadt der Bruderliebe" von Professor Mann, ebenfalls einem Mitgliede des Verwaltungsrates, ebenfalls auch wie sein Kollege ein Schwabe und echter, wackrer Sohn und Vertreter dieses bevorzugten deutschen Stammes, der in seiner launigen Rede nun auch den reichen Humor seiner Landsleute in geistvoller Weise anklingen ließ.

Die Feier hatte damit noch nicht ihren Abschluß gefunden. Der größere Teil der Festgäste, in irgend einer Weise an dem Diakonissenwesen und seiner Einführung in Amerika beteiligt, zog sich zu ernster Beratung zurück. Da und dort regt es sich gegenwärtig, — wir müssen wohl sagen: endlich — dieser bei uns so reichgesegneten Liebesthätigkeit nun auch in den evangelischen Kreisen Amerikas Bahn zu brechen. Es würde uns von unserm besondern Gegenstande zu weit abführen, wollten wir auf die verschiednen fast gleichzeitigen Zeichen dafür an weiter auseinanderliegenden Orten hinweisen; nur der eine gemeinsame Zug sei hervorgehoben, der dem eigentümlichen, reichgesegneten Kirchenwesen in Amerika entspricht und den dortigen Bestrebungen nun auch in der Diakonissensache von vornherein einen bedeutsamen Zug einprägt, den sie bei uns nicht hat, vielleicht in ihrer Fortentwicklung noch einmal empfängt. Es sind nicht einzelne erweckte Christen, die das Werk in die Hand nehmen und pflegen, es sind die kirchlichen Gemeinschaften, die nun auch diesen Zweig, wenn sie sich von dem Gedanken erwärmen lassen, in ihre thatkräftige Hand und Pflege nehmen, wie alle ihre Werke der Mission, wie ihre ganze kirchliche Leitung und damit auch die Heranbildung der nötigen geistigen Kräfte auf allen Gebieten. In solch freier, allumfassender, selbständiger Thätigkeit der einzelnen kirchlichen Gemeinschaften liegt kein geringer Teil der Lebenskraft dieser Gemeinschaften, gleichzeitig auch der staunenswerten Leistungsfähigkeit der in solcher Weise kirchlich gepflegten Schöpfungen.

Am Abend war die festlich geschmückte Kirche von einer großen Schar Andächtiger gefüllt, dem Abendgottesdienst und der Abstattung des Jahresberichts beizuwohnen. Professor D. Späth hielt die Festpredigt. Auch äußerlich eine kraftvolle, männliche Erscheinung, mit markiger Sprache, weiß D. Späth der in guter homiletischer Schulung gereiften Predigt formvollendeten Ausdruck zu verleihen, das Wort Gottes in der Tiefe zu erfassen und erbauungsvoll der Gemeinde ins Herz und ins Gewissen zu legen. Dem Sendschreiben der Offenbarung an die Gemeinde zu Philadelphia entnahm er die drei Teile zur Anwendung auf diese kleine Hausgemeinde in Philadelphia: eine offne Thür, eine kleine Kraft, eine hohe Verheißung. — Kurz und gut war der vom Rektor Cordes erstattete Jahresbericht. Was sonst bei solcher Berichterstattung einen größern Raum beansprucht, die Ausgaben und der oft mühsame Kampf, sie aus freiwilligen Gaben decken zu können, löste sich hier in den Dank auf an den, der das Haus gebaut, seinen Unterhalt — und er ist bei dem großartigen Zuschnitt des ganzen Hausstandes kein geringer — mit freigebiger Hand allein darreicht und dabei die Linke nicht wissen lassen will, was die Rechte thut.

An den Abendgottesdienst reihte sich im Hause selbst, wie wir in Deutschland sagen, eine Nachversammlung, dort der erste Versuch einer Verpflanzung nun auch dieser Sitte, ein Fest in gemütlicher Weise ausklingen zu lassen. Nachdem eine leibliche Erquickung eingenommen war, sammelte sich die Gesellschaft in dem großen Saale; der Rektor übernahm in geschickter Weise die Leitung des Abends. Da die Zeit schon

weit vorgerückt war, wurde die Anzahl der Ansprachen wohlweislich auf drei beschränkt. Auch jetzt wieder mußte der aus der Ferne gekommene Gast zuerst ins Treffen. Auf ihn folgte der junge Pastor Berkemeyer, Sohn des bekannten Vorstehers des deutschen Auswandererheims in Newyork, Leiter des Wartburg-Waisenhauses in der Nähe dieser Stadt, eine recht tüchtige Kraft, in seiner Ansprache, dem Wesen einer solchen gemäß, launig, dabei gehaltvoll, ernst, überzeugt und überzeugend. Den Schluß bildete der ehrwürdige, nun schon betagte fromme Passavant, der „Diakonissenvater in Amerika," wie er weithin genannt wird. Schon vor mehr als vierzig Jahren ließ er seinen Ruf nach Kaiserswerth ergehen: Komm herüber und hilf uns! Ein Mann wie Fliedner konnte einem solchen Rufe nicht widerstreben; er kam und brachte ein paar Schwestern mit, das Pfropfreis zu einer Diakonissenpflanzung auf pennsylvanischem Boden. Aber das Reis blieb damals einsam und setzte keine Schößlinge an. Jetzt an seinem Lebensabend gab der ehrwürdige Greis seiner dankbaren Freude Ausdruck, daß Gott es ihm noch verliehen, ein Diakonissenmutterhaus sich öffnen zu sehen, um das er Jahrzehnte hindurch gebetet und gearbeitet hatte. Dem edeln, rastlosen Pfleger der Werke innerer Mission ist in der Länge der Zeit die alte, deutsche Muttersprache ungeläufig geworden; er hielt seine Anrede in englischer Sprache; was er aber sagte, war so anheimelnd deutsch und evangelisch und fromm, weit- und tiefherzig gedacht.

H Dalton

Zum heiligen Wettkampf!

Das beklagenswerte Ergebnis der Reichstagssitzung vom 12. Dezember v. J. ist allbekannt: durch das Fehlen vieler evangelischen Abgeordneten an jenem Tage konnte das Unglaubliche geschehen, daß der vor Jahresfrist schon einmal vergeblich gestellte Antrag Windthorsts über die Ausübung der Kulte in den deutschen Schutzgebieten, der den römischen Missionaren das Eindringen in evangelische Missionsgebiete erleichtern soll, in erster und zweiter Lesung angenommen wurde. Es ist kaum zu hoffen, daß bei der bevorstehenden dritten Lesung ein ganz andres Ergebnis erzielt wird, zumal da auch auf seiten der Regierung eine gewisse Neigung zu bestehen scheint, den Römischen in diesem Punkte entgegenzukommen, um sie sich in Sachen der Kolonialpolitik freundlich zu erhalten. Gleichwohl können wir es nicht unterlassen, noch in letzter Stunde auf die schwere Schädigung des konfessionellen Friedens hinzuweisen, welche die endgiltige Annahme jenes Antrags zur Folge haben muß.

Wir wollen uns hier nicht mit jenen kurzsichtigen Anschauungen auseinandersetzen, wie sie auch in jener Reichstagsdebatte wieder sogar von evangelischer Seite ausgesprochen wurden, als könnten wir uns nur freuen, wenn unsre Schutzgebiete von römischen Missionaren überschwemmt würden, da sie doch so Tüchtiges leisteten. Die evangelischen Missionsleute sind es fast müde geworden, immer und immer wieder auf den grundsätzlichen Unterschied der evangelischen und der römischen Missionspraxis hinzuweisen und die blendende Oberflächlichkeit römischer Missionserfolge zu kennzeichnen. Wir predigen damit eben vielfach tauben Ohren. Aber das können wir im Angesicht wichtiger Missionsgebiete, die augenblicklich gefährdet sind, zu betonen nicht unterlassen, wie häßlich und schädlich Roms Angriffe auf die evangelische Kirche im Bereiche der Mission sind. Wir haben in Deutschland von den Bitterkeiten dieses Kampfes schon viel zu kosten gehabt, und doch sind die Vorkommnisse hier unter den Augen einer streng paritätischen Regierung noch ein Kinderspiel gegen das, was sich die Jesuiten draußen gegen unsre Missionare erlauben. In frischer Erinnerung sind uns die tief betrübenden Berichte der Leipziger und der Goßnerschen Missionare aus Indien, deren Gemeindeglieder durch schnödes Geld und noch viel unsaubrere Mittel in den Schoß der „alleinseligmachenden" Kirche hinübergelockt worden sind. Unsre Missionare können nun einmal den christlichen und brüderlichen Grundsätzen nicht in gleicher Weise Hohn sprechen, und darum wird es immer ein ungleicher Kampf zu unsern Ungunsten sein,

wenn sich die Römischen an einem Platze eindrängen, wo sich ein evangelischer Missionar niedergelassen hatte. So ist es leider die Regel, und daß Prinzip darin steckt, daran hat die berüchtigte Missionsenchklika des gegenwärtigen Papstes keinen Zweifel gelassen.

Man hat gesagt: die evangelischen und die römischen Missionare sollen sich vereinbaren, um schiedlich, friedlich neben einander ihr Werk zu treiben. Als ob darauf die Römischen eingingen! Sie haben derartige Hoffnungen in einem deutschen Schutzgebiete erst neuerdings zu Schanden gemacht. Als Ostafrika sich zum erstenmal den deutschen Ansiedlern erschloß, kamen auch Missionare beider Konfessionen dorthin. Zuerst die evangelischen, die sich in Dar-es-Salaam niederließen. Ein halbes Jahr später erschienen auch deutsche Benediktiner aus St. Ottilien. Ganz Deutsch-Ostafrika stand ihnen offen, man spricht von 30000 Quadratmeilen. Und was thaten diese Männer? Zu Pugu, wenige Stunden von Dar-es-Salaam, errichteten sie ihre erste Niederlassung. Durch die traurigen Schicksale beider Stationen sind vorläufig konfessionelle Reibungen in Ostafrika weiter hinausgeschoben worden. Aber auch nur hinausgeschoben, denn in der Nachbarschaft unsers dortigen Schutzgebietes haben wir den unzweideutigen Beweis, daß Rom nicht Frieden halten will, sondern den Streit mit der evangelischen Mission sucht.

Die berühmte englische Mission am Victoria Nyanza in König Mtesas Reiche war anfangs der am weitesten vorgeschobene christliche Missionsposten im Herzen von Afrika, ein fast beispiellos gefahrvolles Unternehmen. Als aber nach den ersten Berichten dieses Missionsfeld sich besonders ergiebig zu erweisen schien, warf die römische Propaganda ihre begehrlichen Blicke auch dorthin. Noch einmal glückte es den evangelischen Missionaren, sich die Störenfriede vom Halse zu halten. Eine friedliche Vereinbarung mit P. Horner in Bagamoyo, der einmal eine Ausnahme von der römischen Unliebenswürdigkeit machte, sicherte den Engländern für einige Zeit den ungestörten Besitz des nördlichen Seeufers. Aber bald kamen „Missionare von Algier“; es waren die Sendboten des inzwischen bekannt gewordenen Kardinals Lavigerie. Sie wollten von friedlicher Vereinbarung nichts wissen und setzten sich recht geflissentlich in die unmittelbare Nähe von Uganda, wo die Engländer bereits unterrichteten und tauften. Welche endlose Reihe von Schwierigkeiten, Verdächtigungen und Gefahren sie über die Mission daselbst heraufbeschworen haben, ist bei allen denen, die sich mit diesem Schmerzenskinde der evangelischen Mission eingehender beschäftigt haben, in frischester Erinnerung.

Solche Erfahrungen, die wir gemacht haben und deren Wiederkehr auf deutschem Grund und Boden wir womöglich im Interesse der heiligen Sache, die wir treiben, vermieden sehen möchten, drücken uns die Feder in die Hand, um die endgiltige Entscheidung im Reichstage aus den Bahnen des Windthorstschen Antrags in die des Abgeordneten Stöcker, der uns ganz aus der Seele gesprochen hat, abzulenken. Videant consules!

Sollte der Reichstag aber doch den Streit „zwischen Wolf und Lamm“ heraufbeschwören und den Sendlingen der Jesuiten — das sind die römischen Missionare von je gewesen und werden sie auch bleiben — freie Bahn machen auch in Kamerun, dem Arbeitsfelde der Basler Missionare, in Kaiser-Wilhelmsland und Südwestafrika, wo bisher die bayrischen Lutheraner und die Brüder von Barmen in friedlicher Stille ihre gesegnete Mission trieben — nun denn, so muß die evangelische Mission gezwungen den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen. Sie kann es, wenns denn sein muß, mit gutem Mute thun. Wir scheuen Roms Rivalität auch auf dem Gebiete der Mission nicht. Der Erfolg spricht nicht für die Sendboten der Propaganda, sondern für die evangelischen Missionare. Die Statistik weist viel bedeutendere und stetigere Erfolge auf unsrer Seite auf trotz den römischen Massentaufen an einzelnen Stellen; und wenn vollends die Resultate gewogen werden, so hält das übertünchte Heidentum, das die römische Kirche in ihren weiten Schoß aufnimmt, nirgends auf der ganzen Erde den Vergleich mit unsern prunklosen, aber solidern Missionserfolgen aus.

Man hat uns von befreundeter Seite bedeutet, wir möchten die Römischen doch in der vorliegenden Frage, die mehr eine politische als eine religiöse ist, gewähren lassen; es käme ihnen doch nur darauf an, wieder einmal etwas Geräusch mit ihrem Hausrat zu machen. Zudem wollten sie nur ihre Missionare an die Plätze stellen, wohin gegenwärtig die Augen der Welt besonders gerichtet sind. Wir kennen diese Scheinmanöver auch, aber wir wissen zugleich, wie viele Augen selbst im evangelischen Lager sich dadurch blenden lassen. Deshalb möchten wir es nicht dahin kommen lassen, daß der Missionsstreit der Konfessionen auch unter die Eingebornen unsrer Schutzgebiete getragen wird. Sollte er uns aber dennoch aufgezwungen werden, nun denn, so mögen es die Erfolge im heiligen Wettkampfe beweisen, wo die wahre Kraft zur Bekehrung der Heiden liegt.

Wir bitten daher jetzt das evangelische Deutschland, soweit es durch unsre Stimme erreicht wird, eine passende Antwort bereit zu halten, falls der Reichstag auch in der dritten Lesung sich den römischen Bestrebungen freundlich erweist.

Die römische Mission, die den Feldzug nach den deutschen Schutzgebieten vorbereitet, hat an Geldmitteln Ueberfluß. Allein der „Afrikaverein deutscher Katholiken“ hat jüngst der Benediktiner-Genossenschaft in St. Ottilien (Bayern) 100000 Mark übergeben und den „Vätern vom heiligen Geist“ in Bagamoyo, wie wir gehört haben, die Hälfte dieser Summe, um mit verdoppelten Kräften ans Werk zu gehn. Sollten wir und unsre Freunde hinter solcher Opferwilligkeit zurückstehn? Die evangelischen Missionen in Ost- und Westafrika müssen gleichfalls verstärkt werden, und je eher je lieber. Der Basler Mission sind Gaben für ihren Arbeitszweig in Kamerun sehr willkommen (Adresse für Deutschland: Missionsverwaltung Leopoldshöhe, Baden) und auch die deutsch-ostafrikanische Mission braucht gerade jetzt noch reiche Mittel zum Bau ihres Krankenhauses in Sansibar (Adresse: Missionsinspektor L. Beyer, Berlin N, Kesselstraße 24). Lassen wir sie nicht vergebens warten, an uns ist es, auch ihnen die Hände zu füllen, damit sie im heiligen Wettstreit ihre Schuldigkeit thun können.*) Der Erfolg aber sei der Gerechtigkeit unsers Gottes anheimgestellt! P

Verschiedenes

(Ausschließung der Theologen von der allgemeinen Wehrpflicht) Wir ermahnen unsere Freunde, nicht lässig zu sein in der Betreibung der Petitionen gegen die Befreiung von der Wehrpflicht, indem wir besonders darauf aufmerksam machen, daß die vor drei Jahren eingereichten Petitionen keine Giltigkeit mehr haben, sondern wiederholt werden müssen. Am 8. Januar tritt der Reichstag wieder zusammen.

Schier unglaublich ist, was die Zeitungen aus Württemberg melden. Danach soll das dortige Konsistorium das Vorgehn der jüngern Theologen gegen den Windthorstschen Antrag „nicht gerne sehn“. Dies wird aber daraus erklärt, „daß an maßgebender Stelle ein katholischer Minister sich befindet“. Wirklich, wir mögen es den Zeitungen nicht glauben. R

(Das moderne Christentum, sein Recht und sein Unrecht) Vortrag auf der Dresdner Pastoralkonferenz von Lic. Dr. G. Schnedermann. Leipzig, Hinrichs 1889; 46 S.; 80 Pf.

Wir sind moderne Menschen. Das bedeutet zunächst nur, daß wir in dieser Gegenwart des neunzehnten Jahrhunderts leben. Man kann sich aber zu dieser Thatsache verschieden stellen. Man kann sie „naiv“ hinnehmen, man kann sie, zustimmend oder ablehnend, mit starken Gefühlseindrücken begleiten, man kann sie endlich mit vollem Bewußtsein zu verwerten bemüht sein. So sind wir auch moderne Christen. Lassen wir die „Naiven“ beiseite, so ist klar, daß es solche giebt, die in fast schwärmerischer Begeisterung ihr Christentum in einer modernen Weltanschauung finden, während Rom, Orthodoxismus, Pietismus sich nur widerwillig in ihre Lage finden, die Hilfsmittel der Neuzeit verwenden, aber nur um rückwärtsschauend an ihrer Verneinung zu arbeiten. Eine Verbindung, aber keine glückliche, dieser Gegensätze sieht der Verfasser in dem, was er politisches Christentum mit seiner aufgeregten Vielgeschäftigkeit nennt. Wie ist nun aber das rechte moderne Christentum? Man ist überrascht, gegen den Schluß des Vortrages hin zu vernehmen, daß der Verfasser darauf zu antworten eigentlich nicht verpflichtet sei. Was er dann noch sagt, ist so wenig und doch so viel, daß jeder, der sich bis dahin getroffen fühlte, nun noch einen Tropfen Oel für seine Wunden finden wird. Denn nur „um eine akademische Betrachtung handelt sichs, aus stillen Stunden zu stiller Erwägung.“ Woher diese Selbstbescheidung? „Wer Gemeinschaft hat mit Gott, der ist ein Christ. Christentum aber heißt diese Gottesgemeinschaft, weil eine ähnliche nirgendwo vorhanden ist, außer auf Grund dessen, was Jesus Christus gethan hat und durch Vermittlung seiner Gemeinde noch thut.“ In das weite Netz dieser Bestimmung läßt sich wohl alles einfangen, was sich Christentum nennt. Da wird es begreiflich, daß der Verfasser nach aller

*) Auch die Redaktion wird Beiträge gern vermitteln. D H

akademischen Kritik schließlich jeden bei seiner praktischen Wirksamkeit beläßt. Sagen sie doch alle von sich eine Gottesgemeinschaft aus, und zwar offenbar auf Grund dessen, was Jesus gethan hat. Wie straff hier der Zusammenhang zwischen Grund und Folge sein müsse, wird nicht gesagt. Wie will man wehren, wenn jemand den Grund zur bloßen Voraussetzung verflüchtigt? Das Christentum aber behauptet von sich, in der geschichtlichen Person Jesu die ewige Gottesoffenbarung zu besitzen. Seine Aufgabe kann nur die sein, diese Person an sich wirksam zu erleben und andern nahe zu bringen. Modernes Christentum aber wird sein Recht herzuleiten haben aus dem Nachweise des unvergänglichen Wertes, den diese Gottesoffenbarung trotz allen Fortschritten und Unklarheiten, aber auch gerade für alle Errungenschaften und Sünden dieser neuen Zeit besitzt. Denn wer eine wirkliche Gottesoffenbarung in der Geschichte anerkennt, behauptet damit zugleich, daß der Gesamtverlauf der Geschichte, also auch in unsrer Zeit, ein gottgewollter sein muß. Aller trübseligen Romantik ist da ein Riegel vorgeschoben. Er behauptet aber damit nicht, daß diesem Verlaufe menschliche Fehler fern bleiben. Darum wird er prüfen, wie weit sich in den Bestrebungen unsrer Zeit menschliches Thun und Gottes in Christo offenbarer Wille in eins zusammenschließen. Aus der ernsten Prüfung wird sich ihm ergeben, wo er mit der Kelle und wo mit dem Schwerte zugreifen muß. So wenig wir aber für das Ganze der Geschichte das Wunder einer von menschlichen Fehlern unberührten Entwicklung annehmen, so wenig auch wissen wir den Anspruch zu begründen, der etwas Derartiges für die Ueberlieferung des Evangeliums in achtzehnhundert Jahren fordert. Rühmt man unserm Geschlecht einen regen geschichtlichen Sinn nach, so wird es modernem Christentum als Aufgabe obliegen, die frohe Botschaft von Jesu Christo aller Hüllen zu entkleiden, die sich für uns von vergangnen Tagen her um dasselbe gelagert haben. Denn nicht irgend einer Kirchenlehre, noch viel weniger freilich irgend einer selbstklügelten Gottesgemeinschaft, sondern nur dem lautern Evangelium selbst ist der Sieg auch für unsre Zeit verheißen. S E

(Die besten Bücher aller Zeiten und Litteraturen) Unter diesem Titel ist auf Anregung des Buchhändlers Fr. Pfeilstücker in Berlin von Dr. Schneidewin und Hans Herrig eine Sammlung von Listen und Aeußerungen lebender deutscher Schriftsteller u. s. w. über die besten Schätze der Weltlitteratur und über die bevorzugtesten Bücher ihrer eignen Neigung zur Beratung des lesenden Publikums zusammengestellt worden. Auf die von den genannten Herren ausgehenden Bitten um Auskunft sind 35 Antworten eingelaufen, die nun im vorliegenden Hefte der Oeffentlichkeit übergeben werden. Ob wirklich das lesende Publikum sich an diesen Katalog wenden wird, scheint fraglich; aber doch nimmt man mit Interesse wahr, welche Bücher der und jener empfiehlt, und zu unsrer Ueberraschung fanden wir, daß doch achtzehnmal die Bibel oder einzelne ihrer Bücher aufgeführt werden. Wir können uns sonach nicht beklagen, daß die Bibel unter unsern modernen Schriftstellern und Gelehrten nicht geachtet würde. Goethe wird nach meiner Zählung fünfundzwanzigmal, Shakespeare einundzwanzigmal genannt, während wir Kant elfmal, Luther achtmal, Schleiermacher und Ed. von Hartmann je viermal, David Strauß dreimal angeführt finden. Auf die Bibel verweisen — die Namen werden interessiren —: Arthur Fitger, D. v. Gerhardt (Amyntor), W. v. Giesebrecht, Julius Große, Ed. v. Hartmann, Hans Herrig, F. A. Kraus, Dr. Paul Niemeyer, Prof. v. Nußbaum, W. Perger, Julius Rodenberg, P. K. Rosegger, Daniel Sanders, Max Schneidewin, Prof. Sepp, Adolf Stöcker, Joh. Trojan, Georg Weber. Mit Ueberraschung wird man manchen Namen finden, den wir in jeder andern Verbindung eher, als in der mit der Bibel gesucht hätten. Aber wie mögen unsre Schriftsteller die Bibel benutzen? Aus mancher Andeutung kann man wohl einen Schluß dafür ziehen. Mehr als einmal wird die Bibel oder einzelne biblische Schriften unter den Orientalia aufgeführt; Prof. Sepp macht den Psalmen den Vorwurf, daß sie „zu viel Haß atmen," den synoptischen Evangelien, daß sie „Jesum von Nazareth wie einen andern Apollonius von Tyana hinstellen und mit lauter Exorzismen dem jetzt grassirenden Hypnotismus und Spiritismus eine Stütze bieten," während ihm Jesaias „einer der größten Dichter der Menschheit" ist. Georg Weber nennt Seneca, den Philosophen, die Evangelien und Episteln des Neuen Testaments unter einer Nummer, als gehörten sie innerlich zusammen. Eduard von Hartmann nennt unter den Büchern, „die nicht fehlen dürfen," zuerst die Schriften des Alten und Neuen Testaments, und Prof. von Nußbaum räumt der Bibel den ersten Platz mit den Worten ein: „Ich glaube, man soll zu allererst das Verhältnis von Gott und seiner gesamten Schöpfung kennen lernen." Es müßte übrigens höchst interessant sein, die Urteile unsrer bessern Schriftsteller über die Bibel einmal zu hören. Es würden sich daraus sicher für uns Theologen Gesichtspunkte gewinnen lassen, die für unsre praktischen Aufgaben von höchster Tragweite sein würden. P D

Zur Beachtung

Diese Nummer wird als Probenummer ausgegeben. Unsre Freunde sind gebeten, davon Gebrauch zu machen. Auch seien die monatlichen Probeabonnements aufs neue empfohlen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen (bei größeren Bestellungen unter mäßigeren Bedingungen) versendet die Verlagshandlung je vier aufeinanderfolgende Nummern an jede beliebige mitgeteilte Adresse, auf Wunsch unter Angabe des Bestellers. Einbanddecken sind für M. 1.60 durch alle Buchhandlungen, sowie vom Verleger direkt zu beziehen.

Anzeigen

Clenze (Prov. Hannover), im Dezember 1889.

Meine Verlobung mit
Fräulein Maria Jantzen,
ältesten Tochter des Herrn Dr. med. W. Jantzen und seiner Frau Gemahlin Auguste geborenen Aschenbach zu Hamburg, zeige ich ergebenst an.

Johannes Bornemann,
Pastor.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Soeben erschienen:

Eine Liebhaber-Ausgabe
der
Werke von Schiller und Goethe
in schlankem Kleinoktav, auf vollständig holzfreies Papier gedruckt, mit neuer, sehr schöner und deutlicher Type gedruckt, mit den besten Materialien dauerhaft gebunden.

Goethes Werke
in 10 Leinenbänden M. 30.—, 10 Halbfranzbänden M. 45.—,
10 Liebhaberbänden M. 60.—, 10 Lederbänden M. 80.—,

Schillers Werke
in 5 Leinenbänden M. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50,
5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—.

Die schönste Ausgabe.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Die besten Anthologien:

Sang und Klang.
Ein Hausschatz deutscher Lyrik.
In Satin gebunden M. 7.—, in Seide und Lederband M. 12.—.

Balladenbuch.*
Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen.
Herausgegeben von
Dr. F. A. Krais (Herausgeber von Sang und Klang).
Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

Geistliche Lieder.*
Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister.
Herausgegeben von
Prof. Dr. H. Kretzschmar,
Paul Stöbe
und
Konsistorialrath H. Ahlfeld,
Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

Als der Großvater die Großmutter nahm.
Ein Liederbuch für altmodische Leute.
Zweite stark vermehrte u. verbesserte Aufl.
Herausgegeben von
Dr. G. Wustmann.
Preis in Damastband M. 6.50, in Atlas oder Kalbleder M. 11.50.

Vaterlands-Lieder.*
Die Dichtung
der deutschen Träume und Kämpfe
des neunzehnten Jahrhunderts.
Herausgegeben von Dr. E. Heyck.
Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12,—.

Citatenschatz*
Geflügelte Worte,
Sprichwörter und Sentenzen.
Auf Grund von
Zeuschners Citatenschatz
vollständig neu bearbeitet von
Dr. Hans Nehry.
Gb. in Satin M. 6.50, in Leder M. 11.50, in Atlas M. 11.50.

In Ausstattung und Inhalt Mustersammlungen.

Die mit * bezeichneten in diesem Herbste **neu.**

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig